Universität Zürich[UZH]

Nekrologe 2012

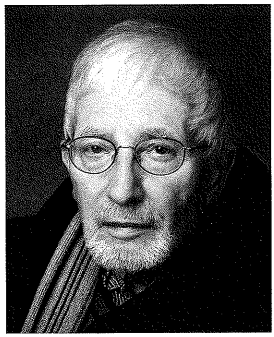
Universität Zürich

Nekrologe 2012

Zum Gedenken an unsere verstorbenen Professorinnen und Professoren

Prof. Dr. Hans-Jürg Braun

3. Januar 1927 bis 27. Dezember 2012



Hans-Jürg Braun
Philosoph, 1976 Privatdozent, von 1983 bis 2006 Titularprofessor für Philosophie, besonders Phänomenologie der Religion

Als Sohn deutscher Eltern wurde Hans-Jürg Braun 1927 in Davos geboren. Im Alter von zehn Jahren verliess er die Schweiz zusammen mit seiner Mutter, die nach der Scheidung nach Thüringen zog. 1945 machte er das Abitur. Zunächst arbeitete er als Pfleger, später nahm er in Deutschland ein Theologiestudium auf, das er in der Schweiz fortsetzte. Während eines Semesters besuchte er die Vorlesungen seines Vaters, der an der Universität Basel Theologieprofessor war. 1955 schloss Braun das Studium der evangelischen Theologie in Zürich ab, 1956 trat er im bündnerischen St. Peter seine erste Pfarrstelle an. Gleichzeitig nahm er an der Universität Zürich ein Zweitstudium in Philosophie auf. 1969 promovierte er bei Wilhelm Keller, Professor für systematische Philosophie und Psychologie, zum Doktor der Philosophie. Seine Dissertation trug den Titel «Ludwig Feuerbachs Lehre vom Menschen»; das Buch fand seine Fortsetzung im 1972 erschienenen Band «Die Religionsphilosophie Ludwig Feuerbachs».

Braun, Vater von drei Kindern und mittlerweile im zürcherischen Schlatt als Gemeindepfarrer tätig, habilitierte sich 1976 in Philosophie. Fünf Jahre später wurde er Leiter der neu gegründeten Evangelischen Studiengemeinschaft an den Zürcher Hochschulen. Zu diesem Zeitpunkt gab er seine Pfarrtätigkeit definitiv auf und zog nach Zürich, wo er bis 2006 als Titularprofessor für Philosophie wirkte.

Sein philosophisches Gedächtnis hatte lexikalische Ausmasse. Befragte man ihn zum Leben und Werk von Denkern aus verschiedensten Epochen, antwortete er ohne zu zögern – und fachlich fundiert. Trotz seinem immensen Wissen verabscheute er aber jegliche Form von Besserwisserei. Deshalb gehörte er zu jenen Professoren, denen auch Schüler und philosophische Laien

auf Augenhöhe begegnen konnten. Die Gespräche mit ihm mündeten schnell einmal in einen von unsichtbaren Fäden geleiteten philosophischen Diskurs, zentral waren die Gedanken des Gegenübers, die ihm nie zu banal waren, um sie aufzunehmen. Seine freundschaftliche Wesensart konnten Aussenstehende allerdings nicht so leicht erkennen. Ihm war die vornehme Distanz eines Gelehrten eigen. Er war von einer Aura umgeben, die auch während seiner Parkinsonkrankheit ein Markenzeichen blieb. Es trug wohl dazu bei, dass die Radikalität seines Denkansatzes mitunter unterschätzt wurde: Wie sein philosophisches Alter Ego wandte sich Braun von der Theologie ab – nicht wie Feuerbach bereits während des Studiums, sondern viel später, quasi auf dem Zenit seines beruflichen Lebens. Feuerbachs Atheismus, in dessen Gefolge er das Wesen der Religion als rein menschliche Lebenswirklichkeit ohne Verheissung eines Jenseits fasste, war jedoch schon vorher Dreh- und Angelpunkt seines Denkens geworden. Sein Hauptanliegen galt denn auch der Vertiefung und Diskussion von Feuerbachs Werk. 1987 gründete er zusammen mit den Professoren Werner Schuffenhauer, Francesco Tomasoni und Hans-Martin Sass die internationale Gesellschaft der Feuerbach-Forscher, die Societas Ad Studia De Hominis Condicione Colenda. Phasenweise war er auch deren Präsident; er organisierte Tagungen, verfasste wissenschaftliche Beiträge und gab mehrere Sammelbände zu Fragen nach der Existenz des Menschen und seines Verhältnisses zu Natur und Geschichte heraus.

Trotz seiner Kritik an der Theologie pflegte er gute Kontakte zur reformierten Kirche. Sie ermöglichten ihm den Aufbau der Evangelischen Studiengemeinschaft der Hochschulgemeinden, die er mehr als zehn Jahre leitete. Zentral war dabei der interdisziplinäre und interreligiöse Dialog, den breite Kreise schätzen lernten. In seinen Veranstaltungen ging es ihm stets um eine gelebte Interdisziplinarität. Dieses Anliegen

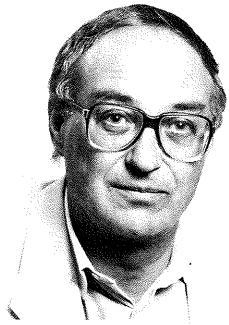
prägte seine Vorbereitungen. So versammelte er im Vorfeld einer Ringvorlesung mit dem Titel «Selbstaggression, Selbstzerstörung, Suizid» alle Referenten, um sie ins Gespräch zu bringen. Auch die Ringveranstaltungen etwa zum Thema «Angst» oder «Wandel der Tugenden», deren Beiträge er in der Reihe des Zürcher Hochschulforums herausgab, orientierten sich am Ziel, das weitere Nachdenken über die jeweiligen Fragestellungen anzuregen. Eigene Buchprojekte trieb er nach dem Rücktritt als Studienleiter voran. 1993 erschien «Elemente des Religiösen», 1996 «Das Jenseits. Die Vorstellungen der Menschheit über das Leben nach dem Tod.»

Nicht mehr verwirklichen konnte er sein Projekt einer umfassenden Darstellung von Feuerbachs Philosophie. In seinem letzten Buch, «Gedanken zum Altern», widmete er sich der Frage nach dem guten Leben an der Schwelle zur Betagtheit. Der letzte Satz lautet: «Der Tod bedeutet Abschiednehmen als ein unwiderrufliches Weitergehen.»

Dorothee Vögeli

Prof. Dr. Rudolf Braun

18. April 1930 bis 19. Mai 2012



Rudolf Braun
Historiker, von 1971 bis 1995 Ordentlicher Professor für Allgemeine und Schweizer Geschichte der neueren und neuesten Zeit

Rudolf Braun wurde am 18. April 1930 als Sohn des deutschstämmigen Louis (Ludwig) Braun und der Aargauerin Sophie Zumsteg in Basel geboren. Der Vater, ein Geologe, verstarb, als der Junge ein Jahr alt war. So wuchs Rudolf mit zwei Schwestern in bescheidenen Verhältnissen in einem Frauenhaushalt auf. Rudolf war ein aufgeweckter Junge mit lebhaftem Temperament. Er machte bei den Basler Pfadfindern Zytröseli, später auch beim Basler Sportverein RTV mit und er erwarb die Matura am Mathematisch-naturwissenschaftlichen Gymnasium seiner Vaterstadt. Sportbegeistert absolvierte Braun darauf die Ausbildung zum eidgenössisch diplomierten Turn- und Sportlehrer in Basel. Seine Neigungen, in Pietät zu seinem Vater Naturwissenschaften zu studieren, legte er nach einer Exkursion zur Erforschung Grönlands Anfang der 1950er-Jahre ab, um sich dann – nach dem Besuch eines Vortrags des Volkskundlers Richard Weiss, seines späteren Lehrers, Mentors und Doktorvaters – an der Universität Zürich zu immatrikulieren, um Volkskunde und Geschichte zu studieren.

Das Studium absolvierte er von 1954 bis 1958, vor allem bei Richard Weiss, aber auch bei den Geschichtsprofessoren Leonhard von Muralt, Max Silberschmidt und Ernst Meyer. Die Dissertation veröffentlichte er 1960 unter dem Titel «Industrialisierung und Volksleben. Veränderungen der Lebensformen unter Einwirkung der verlagsindustriellen Heimarbeit in einem ländlichen Industriegebiet (Zürcher Oberland) vor 1800» im Rentsch-Verlag. Die grosse Anerkennung in den USA führte Braun in der Folge mehrfach nach Nordamerika. Für die 1965 veröffentlichte Habilitationsschrift – Braun liess sich 1964 auf Anraten von Erich Gruner in Bern habilitieren – erhielt er weitere Aner-

kennungen, so insbesondere 1968 den renommierten Silas Marcus Macvane Prize der Harvard University, «for your two books», wie es im Begleitbrief hiess. David Landes, der die Laudatio hielt, beurteilte die Wirkung Brauns auf die Geschichtswissenschaft als fundamental und wollte fortan eine «Zeit vor und eine Zeit nach Braun» unterschieden haben.

Der erste Ruf, den Braun annahm, führte ihn 1967 an die Freie Universität in Berlin. Er hatte allerdings bereits 1962 die Anfrage erhalten, ob er die Nachfolge seines früh verstorbenen Doktorvaters Richard Weiss antreten wolle. Braun schlug dieses Angebot aus, einerseits, weil er die Volkskunde als Hintergrund seiner Forschungsprojekte als nicht genügend offen empfand, anderseits auch, weil er selber Defizite bei sich entdeckte, die einem Ordinarius der Volkskunde schlecht anstünden (vor allem im Bereich der Sprach- und Dialektforschung). Nach weiteren Rufen 1968 nach Bonn und nochmals nach Zürich (Schweizer Geschichte) entschied sich Braun 1971 aufgrund zweier Rufe – einer nach Berkeley, einer nach Zürich – für seine «geistige Heimat», die Limmatstadt.

Zu Beginn seiner Zürcher Zeit veröffentlichte Braun die Erkenntnisse aus seiner Nationalfondsstudie über die Eingliederung italienischer Arbeitskräfte in der Schweiz. Die Publikation fiel mitten in die aufgeheizte Stimmung der Schwarzenbach-Überfremdungsinitiative. Entsprechend mager war das Echo auf die differenziert argumentierende Studie. Dieser Dämpfer erleichterte wohl auch die Umlagerung der Hauptarbeit von der Forschung auf die Lehre. Braun wurde eine Hauptstütze am wachsenden Historischen Seminar. Seine Lehrveranstaltungen waren sprichwörtlich – sprichwörtlich gross und erfolgreich. Die Vorlesungen galten fast immer dem Überblick über die europäische und die schweizerische Sozial- und Wirtschaftsgeschichte seit 1700. Die Seminare hingegen waren stark forschungsorientiert. Für die überaus erfolgreiche

Lehre steht auch die grosse Zahl an Absolvierenden: Fast 250 Lizenziate und über hundert Doktorate sprechen eine deutliche Sprache.

Bei so viel Lehre musste die eigene Forschung hintanstehen. Dazu kam, dass Braun im Vorcomputerzeitalter sich mit dem Schreiben schwertat. Jeder Satz musste sitzen. Einmal formulierte er es so: «Ich kann nicht weiterschreiben, wenn ich nicht sicher bin, dass der letzte Satz stimmt – und auch da steht, wo er soll.» Ein zentrales Werk, das sich in Zürich entwickelte, war «Das ausgehende Ancien Regime in der Schweiz», das 1984 bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen erschien. Braun rückte dabei nicht nur ein bisher vernachlässigtes Kapitel Schweizer Geschichte in den Mittelpunkt, sondern legte das Schwergewicht auf die Entwicklung der gesellschaftlichen, der wirtschaftlichen und der kulturellen Kräfte. Weitere wichtige Forschungen und Veröffentlichungen erfolgten im Bereich der Gesundheit (v.a. Professionalisierung der Medizinalberufe) sowie der Sozialgeschichte des Tanzes. Auch politische Themen blieben beim Sozialgeschichtler Braun nicht ausgespart, so zum Beispiel in den Seminaren «Sozio-politische Konflikte der Alten Eidgenossenschaft» oder – frei nach Max Weber – «Herrschaft, das heisst im Alltag primär: Verwaltung».

Nach seiner Emeritierung 1995 verlegte Rudolf Braun seinen Wohnsitz zurück in seine Vaterstadt. Er verstarb am 19. Mai 2012 in seinem Zuhause, trotz Erdulden vieler Altersgebrechen, überraschend. Seine Freunde, Studierende, Assistierende und Kollegen verlieren einen grosszügigen Menschen, aber auch einen prominenten Vertreter der Sozialgeschichte, der mit seinen fachlichen und methodischen Anregungen weit über seinen Tod hinaus präsent bleiben wird.

Sebastian Brändli

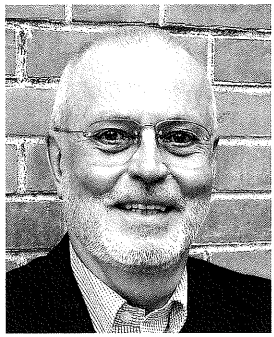
Prof. Dr. Helmut Brinker

17. August 1939 bis 9. Juli 2012

Mit dem unerwarteten Hinschied von Helmut Brinker am 9. Juli 2012 verliert das Fach der Kunstgeschichte Ostasiens einen der prominentesten Vertreter im deutschen Sprachraum. Ihm ist der ausgezeichnete Ruf des Fachs an der Universität Zürich zu verdanken.

Helmut Brinker wurde am 17. August 1939 kurz vor dem Ausbruch des Zweiten Weltkriegs in Lübbeke (Westfalen) geboren. Er konnte sich im Alter von zwanzig Jahren dank einem Stipendium für Kriegswaisen an der Universität Heidelberg einschreiben, wo er Germanistik, Kunstgeschichte und Archäologie studierte. Eine Vorlesung über ostasiatische Tuschemalerei des seit kurzer Zeit dort als Professor amtierenden Kunsthistorikers Dietrich Seckel (1910–1997) ebenso wie Lehrveranstaltungen des Sinologen Wolfgang Bauer (1930–1997) bewegten ihn dazu, seine Fächerkombination anzupassen. Für die Recherchen seiner 1973 erschienenen Dissertation «Die zen-buddhistische Bildnismalerei in China und Japan von den Anfängen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Eine Untersuchung zur Ikonografie, Typen- und Entwicklungsgeschichte» erhielt er Unterstützung durch die Studienstiftung des Deutschen Volkes und durch eine Harkness Fellowship. Letzteres Stipendium ermöglichte ihm, sich an zwei nordamerikanischen Universitäten (Harvard und Princeton) einzuschreiben und Kurse der führenden Fachpersonen (Max Loehr, John Rosenfield, Shûjirô Shimada und Wen Fong) zu besuchen. In dieser Zeit konnte sich Helmut Brinker ein äusserst extensives Beziehungsnetz zu Fachkollegen aufbauen, das er bis zu seinem Hinschied pflegte.

Seine Faszination für die Porträtkunst war beileibe nicht sein einziges Fachgebiet. Helmut Brinker vertrat das Fach der Kunstgeschichte Ostasiens in seiner ganzen Breite. Er konnte ebenso eloquent über koreanische Lite-



Helmut Brinker
Kunsthistoriker, 1975 Privatdozent, 1978 Ausserordentlicher Professor, von 1982 bis 2006 Ordentlicher Professor für Kunstgeschichte Ostasiens

ratenmalerei referieren wie über die Kunst des frühen Chinas oder buddhistische Kunst aus China und Japan.

Bereits in den frühen 1960er-Jahren absolvierte Helmut Brinker ein Praktikum am Museum Rietberg, einer noch jungen Institution in der Stadt. Nach der Fertigstellung seines Dissertationsmanuskripts begann er als Kurator für Ostasiatische Kunst am Museum zu arbeiten und konnte so in vorzüglicher Weise seine akademische Arbeit in zahlreiche Ausstellungsprojekte einbringen. Ausstellungen, die er ab 1970 konzipierte, machen neben der Kunst des Zen-Buddhismus den zweiten Schwerpunkt in seiner akademischen Laufbahn deutlich: die Archäologie und Kunst Chinas.

Die Vermittlung der Ostasiatischen Kunstgeschichte gehörte auf allen Ebenen zu den Stärken von Helmut Brinker. Davon legen nicht nur seine umfangreiche Publikationsliste und seine Arbeit als Ausstellungskurator Zeugnis ab, sondern auch seine Lehrtätigkeit an der Universität Zürich, wo er erst als Lehrbeauftragter des Kunsthistorischen Instituts, ab 1975 als Privatdozent und drei Jahre später als Extraordinarius unterrichtete. Als Helmut Brinker den Ruf nach New York (Institute of Fine Arts) erhielt, vermochte er die Universität Zürich von der Wichtigkeit einer eigenständigen Abteilung für Kunstgeschichte Ostasiens zu überzeugen und konnte anstelle des Angebots aus dem Ausland ab 1982 als Ordentlicher Professor für die Kunstgeschichte Ostasiens amten.

Die Nähe zum Museum Rietberg, wo die Abteilung für Kunstgeschichte Ostasiens bis auf den heutigen Tag domiziliert ist, entwickelte sich zu einem Glücksfall für das Fach. Helmut Brinker war durch seine eigene Erfahrung von der Wichtigkeit des Studiums anhand von Originalen überzeugt und das Museum konnte mit seinen Beständen reiches Anschauungsmaterial liefern. Die an der Abteilung angebotenen Lehrveranstaltungen fanden in der Regel in den Ausstellungräumen des Museum statt, oder Originale aus der Sammlung wur-

den für Seminare aus dem Depot geholt. Seiner Lehrtätigkeit, Begeisterungsfähigkeit und Förderung verdankt das Fach zahlreiche in der Lehre, an Museen und im Kunsthandel beschäftigte Fachleute.

Im Anschluss an die Ausstellung «Die Rückkehr des Buddha – chinesische Steinskulpturen des 6. Jahrhunderts» (2002) vereinbarte Helmut Brinker mit dem Archäologischen Institut der Provinz Shandong eine Kooperation, die die Ausgrabung eines Tempels aus dem 6. Jahrhundert zum Ziel hatte.

Im Jahr 2006 wurde Helmut Brinker als Lehrstuhlinhaber emeritiert und widmete sich nun zahlreichen liegengebliebenen Projekten, wie beispielsweise der Publikation der 1999 an der Universität Kansas gehaltenen Murphy Lecture «Secrets of the Sacred: Empowering Buddhist Images in Clear, in Code, and in Cache». Daneben produzierte er für den Beck-Verlag eine konzise Einführung in die chinesische Kunst und – was für viele überraschend war – eine Kulturgeschichte des Fussballs in China. Doch für alle, die von Anekdoten aus der Zeit wussten, wo er für den FC Lübbeke spielte oder 1972 Stadtzürcher Meister (Einzel und Doppel) im Tennis wurde, schien dieser sportliche Exkurs wenig überraschend. Daneben fand Helmut Brinker vermehrt Zeit, sich seinen moxi (Tuschespielen) zu widmen. Die schönsten seiner Werke liess er bei einem Spezialisten in Hangzhou aufwändig montieren und bewahrte sie säuberlich beschriftet in seinem Haus in Langnau am Albis auf, um sie mit seiner Frau, der Germanistin Claudia Brinker-von der Heyde, und Freunden zu teilen.

Mit dem Tod von Helmut Brinker verlieren die Universität Zürich und die Kunstgeschichte Ostasiens einen äusserst wichtigen Förderer und Exponenten. Neben der fachlichen Kennerschaft werden wir seine äusserst warme, engagierte und herzliche Art in Erinnerung behalten.

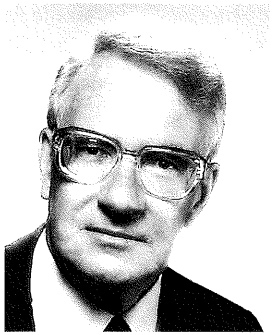
Jorrit Britschgi

Prof. Dr. Fritz Büsser

12. Februar 1923 bis 7. September 2012

Am 7. September 2012 verstarb in seinem 90. Lebensjahr Fritz Büsser, einer der bedeutenden Forscher der schweizerischen Reformationsgeschichte, der die Entwicklung dieses Fachs während der letzten fünf Jahrzehnte massgeblich beeinflusste.

Fritz Büsser wurde am 12. Februar 1923 in Glarus geboren, wo er die ersten Schuljahre verbrachte. Die weitere Ausbildung absolvierte er in Zürich, wobei er sich dem Studium der Musik und der Geschichte widmete. 1947 promovierte er an der Philosophischen Fakultät mit einer kirchengeschichtlichen Dissertation über «Calvins Urteil über sich selbst». Es folgten vier Jahre einer Doppelbelastung, während der er als Assistent am Historischen Seminar der Universität Zürich arbeitete und gleichzeitig seine Studien an der Theologischen Fakultät fortsetzte. Im Jahre 1955 wurde er als Pfarrer nach Bülach gewählt. Neben dieser Tätigkeit habilitierte er sich 1965 mit einer Studie, die – gleich seiner Dissertation – eine wichtige Forschungslücke schliessen sollte, nämlich über «Das katholische Zwingli-Bild von der Reformation bis zur Gegenwart». Zudem sammelte Fritz Büsser auch auf editorischem Gebiet wertvolle Erfahrungen, die den künftigen Weg schon ahnen liessen. So veröffentlichte er mit Hans Müller 1952/1955 im Auftrag der Geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz die erste kritische Edition von Johannes Stumpfs Chronik der Alten Eidgenossenschaft von 1547/48, eine der wichtigsten Grundlagen der helvetischen Geschichtsschreibung. Diese Studien waren gleichsam die Basis für seine Berufung 1966 als Extraordinarius für Kirchen- und Dogmengeschichte. 1968 wurde er zum Ordinarius befördert und zugleich übernahm er die Leitung des an der Theologischen Fakultät im Jahre 1964 von seinem verehrten Lehrer



Fritz Büsser
Theologe, 1965 Privatdozent, 1966 Ausserordentlicher Professor, von 1968 bis 1989 Ordentlicher Professor für Kirchen- und Dogmengeschichte

Fritz Blanke gegründeten Instituts für Schweizerische Reformationsgeschichte.

In den folgenden rund zwanzig Jahren seiner Tätigkeit als Forscher und Lehrer widmete sich Fritz Büsser der Erforschung der Zürcher und Schweizer Reformation. Bald nach dem Amtsantritt übernahm er die Federführung bei der Herausgabe der kritischen Edition von Zwinglis Werken. Er sorgte dafür, dass im Jahre 1990 die zuverlässige, reich kommentierte Gesamtausgabe der Schriften des Reformators nach rund neunzigjähriger Arbeit erfolgreich zum Abschluss gebracht wurde. Darüber hinaus entwickelte er Ende der 1960er-Jahre in Zusammenarbeit mit dem Zwingliverein in Zürich und dem Seminar für Reformierte Theologie an der Universität Erlangen den Plan für eine wissenschaftlich verantwortete Ausgabe von Heinrich Bullingers Werken. Auch wenn die Arbeiten aus finanziellen und personellen Gründen bedauerlicherweise nicht im erhofften Tempo vorankamen, sind in der Zwischenzeit einige Bände erschienen. Erfreulich ist, dass das Projekt heute noch weitergeführt wird. Für die Fachwelt speziell bedeutsam war die seit 1982 mit Unterstützung der Zentralbibliothek Zürich erfolgte Publikation von alten Drucken aus der Frühzeit des reformierten Protestantismus auf Mikrofichen. Diese Pionierleistung fand ein beachtliches internationales Echo und trug erheblich dazu bei, dass das Institut zahlreiche Kontakte mit verwandten Instituten im Ausland entwickelte.

Die jahrzehntelange akribische Erforschung des eidgenössischen und oberdeutschen Protestantismus führte Fritz Büsser zur grundlegenden Erkenntnis, dass die übliche Bezeichnung «Calvinismus» als Sammelbegriff für den reformierten Zweig des Protestantismus historisch sehr einseitig ist. Denn bereits vor der Ausbreitung der Genfer Reformation bildete Zürich den Gravitationspunkt und verkörperte einen eigenen Typus, der erst im Laufe des 17. Jahrhunderts neben der

verwandten Strömung verblasste. Zielstrebig und engagiert – Büsser war bekannt für seine provokant formulierten Thesen und er war sowohl ein brillanter als auch fundierter Debattierer an internationalen Kongressen – wies er in zahlreichen Forschungsbeiträgen die Eigenart der Zürcher Reformation nach. Darüber hinaus arbeitete er Huldrych Zwinglis und Heinrich Bullingers vielfältige Einflüsse auf die reformierte Konfessionsbildung in Europa sowie in der Neuen Welt heraus. Seine Schaffenskraft stellte Fritz Büsser mehreren wissenschaftlichen Gesellschaften und Redaktionskomitees zur Verfügung, insbesondere dem «Zwingliverein», der «Sixteenth Century Society and Conference», den «Zürcher Beiträgen zur Reformationsgeschichte» und der «Peter Martyr Vermigli Library». Seine internationale Bedeutung als Wissenschaftler kam in regelmässigen Einladungen zu Gastvorlesungen zum Ausdruck, besonders nach Südafrika und in die USA, wo er für seine Verdienste auf dem Gebiet der Reformationsforschung im Jahre 1983 das Ehrendoktorat des Ursinus College erhielt.

Die philologische Gründlichkeit und die stets unmittelbar am Quellenmaterial orientierte Arbeitsweise waren nicht nur Kennzeichen der wissenschaftlichen Veröffentlichungen von Fritz Büsser; sie machten ihn auch zu einem fesselnden Lehrer und zum umsichtigen Betreuer seiner Doktoranden. Unter seiner Leitung erfolgte eine lange Reihe von Doktor-, Lizenziats- und Masterarbeiten sowohl an der Philosophischen wie an der Theologischen Fakultät. Auch nach seiner Emeritierung im Jahre 1989 nahm Fritz Büsser weiterhin Anteil an der Entwicklung seiner Fachdisziplin durch Forschungsbeiträge und als Referent an Tagungen und Kongressen. Im Jahre 2004 konnte er eine zweibändige Bullinger-Biografie vorlegen, die als Krönung seines Forscherlebens gelten darf.

Emidio Campi

Prof. Dr. Maximilian Dambacher

18. November 1932 bis 16. November 2012

Maximilian Dambacher
Arzt, 1980 Privatdozent, von 1984 bis 2000 Titularprofessor für Innere Medizin

Maximilian Dambacher studierte nach seiner Maturität zuerst zwei Jahre lang Rechtswissenschaft an den Universitäten Tübingen und Bonn, 1954 nahm er das Medizinstudium an der Universität Tübingen auf und schloss es 1960 mit dem Staatsexamen in Freiburg i. Br. ab. Zur weiteren Ausbildung arbeitete er in verschiedenen Kliniken in Deutschland, zuletzt in München, wo er neben der allgemein klinischen Tätigkeit insbesondere endokrinologische Fragen bearbeitete, zuerst des Fettstoffwechsels und des Insulins, dann osteologische Probleme. Von 1966 bis 1975 arbeitete er im Stoffwechselteam an der Medizinischen Universitätsklinik Basel, wo er bis zum stellvertretenden Abteilungsleiter aufstieg. Als Oberarzt für Endokrinologie war er verantwortlich für die endokrinologische Betreuung der Patienten der Medizinischen und Chirurgischen Universitätsklinik Basel. Von 1975 bis 1979 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter, ab 1979 Ärztlicher Oberassistent im Forschungslabor für Kalziumstoffwechsel der Orthopädischen Universitätsklinik Balgrist und des Departements für Innere Medizin der Universität Zürich.

1962 promovierte er in Freiburg i. Br. mit seiner Dissertation «Temperaturregulation der Neugeborenen in Abhängigkeit vom Reifegrad». 1974 habilitierte er sich an der Universität Basel mit seiner Untersuchung «Die Calcitonine, ihre Wirkungsweise beim Menschen und die Konsequenzen für die Therapie». 1980 erfolgte seine Umhabilitation an die Universität Zürich. 1984 wurde er zum Titularprofessor für Innere Medizin ernannt. 2000 trat er in den Ruhestand.

Maximilian Dambacher hat schon in seinen frühen Forschungsarbeiten angestammte Pfade verlassen und sich neuen, kombinierten Methoden zugewandt. So

versuchte er in München, die visuelle Beurteilung histologischer Präparate von Zellen und Knochenstrukturen durch quantitative Messungen zu ersetzen. In Basel gelang es ihm erstmals, das menschliche Calcitonin zu isolieren, dessen Struktur aufzuklären und zu synthetisieren. Er konnte anschliessend nachweisen, dass die kalziumsenkende Wirkung dieses Hormons in erster Linie vom Knochenumsatz abhängig ist und daher nicht als Mittel zur Behandlung von Hyperkalzämie dienen kann. Tiefere Einblicke in den Knochenstoffwechsel gewann er, indem er Bilanzuntersuchungen, histologisch-morphometrische Auswertungen und Isotopen-Untersuchungen kombinierte. So konnte er Substanzen, die zur Behandlung von Osteoporose eingesetzt werden, quantifizieren und auf ihre Wirksamkeit hin überprüfen. Auf ähnliche Weise konnte er zeigen, dass das Natriumfluorid den Knochenanbau fördert. In Zürich beschäftigte er sich besonders mit Fragen der Kalziumregulation; so konnte er aufzeigen, dass die relevanten Hormone je nach Erkrankung in verschiedenen Formen im Serum zirkulieren. Im Rahmen seiner weiteren Arbeiten über Knochenerkrankungen befasste er sich mit der Quantifizierung der Skelettmasse mittels Computertomogrammen.

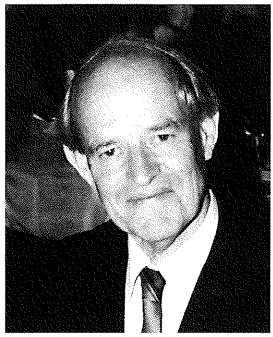
So wichtig ihm seine Forschungen waren, so blieb ihm immer auch deren Bedeutung für klinische Anwendungen im Blickfeld. Als Konsequenz baute er eine Spezialpoliklinik für Osteoporose auf, deren Bedeutung stetig zunahm, und er war ein gerne angefragter Konsiliarius an auswärtigen Kliniken. Als guter Didaktiker, der zwar gelegentlich etwas «pastoral» (so eine Aktennotiz zu seiner Probevorlesung anlässlich der Umhabilitation) wirkte, unterrichtete er mit Erfolg Studierende aller Stufen über das Gesamtgebiet der Osteologie, aber auch speziell über Osteopathien und kalziumregulierende Hormone.

Seine teilweise bahnbrechenden Erkenntnisse machten ihn auch international zu einem gefragten Fachmann. Er war Gutachter der Deutschen Forschungsgemeinschaft und nahm oft an internationalen Tagungen teil, an denen er manchmal die Teilbereiche über den Kalziumstoffwechsel präsidierte. Er war auch Mitglied der American Society for Bone and Mineral Research, der European Calcified Tissues Society, der Schweizerischen und auch der Deutschen Gesellschaft für Endokrinologie sowie der Deutschen Gesellschaft für Innere Medizin.

Heinzpeter Stucki

Prof. Dr. Conrad Hans Eugster

17. Juli 1921 bis 21. August 2012



Conrad Hans Eugster
Chemiker, 1955 Privatdozent, 1963 Ausserordentlicher Professor, 1969 bis 1988 Ordentlicher Professor für organische Chemie

Conrad Hans Eugster wurde in Landquart geboren und verbrachte dort seine Jugendzeit. 1934 trat er in das Literargymnasium der Kantonsschule Chur ein, 1941 erwarb er das Maturitätszeugnis altsprachlicher Richtung. Anschliessend immatrikulierte er sich an der Philosophischen Fakultät II der Universität Zürich mit Hauptfach Chemie. Noch im Studium begann er 1946 unter Anleitung des Nobelpreisträgers Paul Karrer während der Semesterferien mit experimentellen Arbeiten an Pflanzeninhaltstoffen. Ab 1948 arbeitete er in Karrers Privatlaboratorium als wissenschaftlicher Assistent über Alkaloide, curareaktive Stoffe, Cerebroside, Polyene, Blätter- und Blütenpigmente. Die Dissertation über die ersten Totalsynthesen von Carotinoidfarbstoffen entstand in den Jahren 1948 bis 1951; die Promotion erfolgte 1953. Aufgrund seiner Habilitationsarbeit über das Fliegenpilzgift Muscarin erhielt er 1955 die Venia Legendi, 1963 wurde er zum Extraordinarius und 1969 zum Ordinarius für organische Chemie ernannt. Von 1978 bis 1980 war er Dekan der Fakultät. Nach seiner Emeritierung im Oktober 1988 führte er im Labor eines Kollegen bis Ende 2004 erfolgreich weitere experimentelle Arbeiten durch. Conrad Hans Eugster zählt zu den international bedeutendsten Naturstoffchemikern.

Die Berge und die weite Flusslandschaft der Bündner Herrschaft mit den naturbelassenen Rheinauen haben den Menschen Conrad Hans Eugster nachhaltig geprägt, und die tief erlebte Naturverbundenheit hat sein wissenschaftliches Interesse geweckt. Schon früh beeindruckte ihn die reiche Flora seiner Umgebung, und das Sammeln und botanische Bestimmen von Pflanzen wurde zu seiner Lieblingsbeschäftigung. So arbeitete er auch für den bekannten Kräuterpfarrer

Künzle. Haben ihn seit jeher Pflanzen mit ausgeprägten physiologischen Eigenschaften fasziniert, kam später die bestimmende Meinung dazu, dass die Chemie der Schlüssel zu deren Verständnis sei. Damit war es naheliegend, dass er sich als Naturstoffchemiker auf die Untersuchung von pflanzlichen Sekundärstoffen konzentrierte. Forschungsobjekte waren auffällige Charakteristika wie Giftigkeit, Farbigkeit, Beeinflussung unserer Geruchs- und Geschmacksempfindungen, Heilwirkung bei Krankheiten und die volksmedizinische Verwendung von Pflanzen. Aufgrund dieser breit angelegten Interessen wurde er mit ganz unterschiedlichen chemischen Verbindungen konfrontiert, deren Handhabung ihre eigenen, speziellen Verfahren erforderten und die er alle nebeneinander bearbeitete. So lieferte er bedeutende Beiträge zur Isolierung, Strukturaufklärung und Synthese sowie zur chemischen Reaktivität und Biogenese von Farb- und Wirkstoffen aus Blütenpflanzen und Pilzen. Darüber hinaus erkannte er auch Teilstrukturen solcher Naturstoffe als generell anwendbare Synthesebausteine und erforschte deren Potenzial. Schwerpunkte seiner Arbeiten waren Palustrin, das Hauptalkaloid des Sumpfschachtelhalms; Struktur und Metabolismus des Fliegenpilzgifts Muscarin sowie Farbstoffe aus Täublingen; Totalsynthesen und stereochemische Festlegungen von optisch aktiven Carotin-Kohlenwasserstoffen, Hydroxy- und Epoxicarotinen; Struktur und Reaktivität von hochmodifizierten Terpenen aus afrikanischen Medizinalpflanzen; Analytik von Rosenfarbstoffen als Basis für eine chemotaxonomische Genealogie von alten zu den neuen Rosen. Dabei stammten viele Sorten, deren Wesen er als passionierter Fotograf einfing, aus seinem prächtigen, mit grosser Hingabe gepflegten Garten.

Conrad Hans Eugster hatte ein enormes Allgemeinwissen, war auch handwerklich sehr begabt und ein äusserst geschickter Experimentator. So legte er bei seinen Mitarbeitern nicht nur Wert auf die intellektuellen

Aspekte, sondern förderte sie insbesondere auch in der praktischen Laborarbeit. Als akademischer Lehrer war er mit dem ihm eigenen unermüdlichen Einsatz auf allen Stufen der Ausbildung tätig. Seine Lehrveranstaltungen von den Hauptvorlesungen für Studierende der Chemie, Medizin, Biologie und des Lehramts bis hin zu den Doktoranden- und Postdoktorandenseminarien waren sehr gehaltvoll, stets akribisch vorbereitet, und die Spezialvorlesungen ersetzten oft mehrere Lehrbücher. Viel Arbeit investierte er in eine grundlegende Neukonzeption der praktischen Ausbildung der Haupt- und Nebenfachchemiker im ersten Studienjahr. Damals wegweisend, vereinigte das «Praktikum in Allgemeiner Chemie» mit detaillierten Versuchsanleitungen seit 1972 Experimente in anorganischer, organischer und physikalischer Chemie.

Neben den wissenschaftlichen Originalarbeiten, die letzte erschien 2004, verfasste Conrad Hans Eugster auch viele Übersichtsartikel und Beiträge zu Monografien. Redaktionellen Einladungen folgte er vor allem wegen der Möglichkeit, innere Zusammenhänge aufzuspüren. Sein Interesse an chemiehistorischen Themen ist in Festschriften zu Jubiläumsanlässen der Universität Zürich dokumentiert. Als Präsident oder Vorstandsmitglied stellte er sich auch in den Dienst von wissenschaftlichen Vereinigungen, Kommissionen und Stiftungen.

Conrad Hans Eugster war ein bescheidener, sehr tiefgründiger Mensch. Er war kein Freund vieler Worte; selbstdarstellende Gesellschaften mied er. Nie stellte er seine Person in den Mittelpunkt, sondern ausschliesslich die Sache, der er verpflichtet war. Seine Initialen «CHE», die er als stets als Akronym verwendete, stehen sinnbildlich für seinen wissenschaftlichen Lebensinhalt – die Chemie.

Peter Rüedi

Prof. Dr. Augusto Gansser

28. Oktober 1910 bis 9. Januar 2012

Mit fast geologisch anmutenden 101 Lebensjahren, bei immer noch guter geistiger Präsenz und betreut von seiner Familie, konnte einer der grossen Geologen des 20. Jahrhunderts in seinem Heim bei Lugano sanft entschlafen. Geboren in Mailand, aufgewachsen in Lugano und Trogen, studierte Augusto Gansser ab 1929 Geologie an der Universität Zürich. Wie er erzählte, hätte er sich dazu während Familienferien in Andermatt entschlossen, wo gerade die Furkabahn gebaut wurde und auf deren Trassee er einen grossen Kristall gefunden hatte. Im Geologiestudium konnte er seine frühe Freude an Kristallen, am Zeichnen und am Klettern weiter pflegen.

Augusto Gansser
Geologe, von 1958 bis 1977
Ordentlicher Professor für
Geologie

Bereits vor dem Abschluss seiner Dissertation über die Tambo-Decke (Bernardino- bis Splügenpass) beteiligte er sich im Sommer 1934 an einer Grönlandexpedition des dänischen Forschers Lauge Koch. Zwei Jahre später folgte eine zweite Forschungsreise mit dem Zürcher Geologen und Privatdozenten Arnold Heim in den Himalaya. Anstatt nach acht Monaten in die Schweiz zurückzukehren, stiess Gansser – alleine und als Lama verkleidet – in den verbotenen Tibet vor. Dort fand er Gesteine, die typisch sind für Ozeanböden, und hatte damit die tektonische Sutur (heute Plattengrenze) zwischen Indien und Asien am Fuss des Bergs Kailas entdeckt.

Nach seiner Dissertation explorierte Gansser als Erdölgeologe weite Gebiete in den nördlichen Anden und in der Karibik. In den 1950ern suchte und entdeckte er als Chefgeologe der staatlichen persischen Ölgesellschaft neue Erdölvorkommen im heutigen Iran. Erst mit seiner Berufung 1958 als Doppelprofessor an der Universität und der ETH Zürich wurden er, seine Frau und seine sechs Kinder sesshaft. In den Semester-

ferien ging er weiterhin regelmässig auf Forschungsreisen in den Himalaya und schrieb, neben zahlreichen Artikeln in wissenschaftlichen Zeitschriften, auch populärwissenschaftliche Bücher. Seine regelmässigen geologischen Exkursionen in die Alpen und weitere Gebirge bleiben für die damaligen Geologiestudierenden unvergessliche Erlebnisse.

Augusto Gansser gehört zu den Vätern der modernen Geologie – nicht nur in den Augen von hunderten von Studierenden, die ihn in den zwanzig Jahren seiner Lehrtätigkeit in Zürich als begabten Hochschullehrer erlebten. In seinen Vorlesungen kam, neben den ausgezeichneten Dias von seinen Reisen, auch seine ausserordentliche zeichnerische Begabung zum Zug.

Der Schreibende hat zwei spezifische Erinnerungen an Augusto Gansser, die illustrativ sind für dessen Direktheit – aber auch für seine Bemühen, junge Wissenschaftler zu beraten und zu begleiten. Die erste Begebenheit war eine kurze Besprechung mit ihm als Institutsvorsteher, um die ich ihn als Maturand gebeten hatte. Ich wollte wissen, was diplomierte Geologen für Berufsaussichten hätten. Kaum hatte ich ihm erzählt, dass ich zusätzlich zu meiner Handelsmatura Ergänzungsprüfungen in naturwissenschaftlichen Fächern machen müsste, riet er mir, statt Geologie doch besser Nationalökonomie oder Jurisprudenz zu studieren. Weil ich seinen Rat nicht befolgte, setzte ich mich in den ersten zwei Semestern immer in die hinteren Reihen des Vorlesungssaals, da ich befürchtete, dass er sich an unser kurzes Gespräch erinnern würde und mich fragen könnte, warum ich seinem Rat nicht gefolgt sei. Diese Befürchtung entfiel, nachdem ich das erste Vordiplom bestanden hatte.

Die zweite Begebenheit bezog sich ebenfalls auf eine kurze Besprechung mit ihm, die ich gegen Ende meiner Dissertationszeit hatte. Ich hatte am Institut einen Aushang gesehen für einen vom Schweizerischen Nationalfonds ausgeschriebenen Kredit von einigen Tausend

Franken für wünschbare Instrumentenanschaffungen, um den sich Doktorierende bewerben konnten – weitere Auskünfte bei Prof. Augusto Gansser. Als ich mich bei ihm nach Details erkundigen wollte, sagte er mir, ich solle mich doch noch etwas gedulden und stattdessen einen Antrag für ein Postdoc-Stipendium einreichen, das vom Nationalfonds in einigen Wochen ausgeschrieben würde. Weil ich seinen Rat diesmal befolgte und bei meiner Bewerbung erfolgreich war, habe ich meine berufliche Laufbahn an Hochschulen verbracht und nicht bei Shell International, von der mir damals eine Stelle offeriert wurde.

Nicht nur uns Studierende, sondern auch die Bewohner von abgelegenen Gebirgen hat Augusto Gansser durch seine Begabungen und als Person beeindruckt, was unter anderem durch die Auszeichnung als «Baba Himalaya» (Vater des Himalaja) durch die Universität Peshawar in Pakistan 1983 belegt ist.

Für seine wissenschaftlichen Leistungen wurde Augusto Gansser zum Mitglied der U. S. National Academy of Sciences und der italienischen Academia Nazionale dei Lincei gewählt. Weitere Auszeichnungen erhielt er von wissenschaftlichen Gesellschaften in England, Frankreich und Deutschland. In der Schweiz engagierte sich Augusto Gansser in den Gremien der Schweizerischen Akademie der Naturwissenschaften und des Schweizerischen Nationalfonds für die Forschung und für die Nachwuchsförderung.

Auch nach seiner Emeritierung hatte er sich mit Freude und Erfolg aktiv an geologischen, archäologischen und kulturellen Projekten beteiligt und trat noch lange als Autor und Maler regelmässig an die Öffentlichkeit. Sein Leben und seine Leistungen wurden 2012 gewürdigt in einer Sonderausstellung von focusTerra: «Augusto Gansser – ein Leben voller Entdeckungen».

Hans R. Thierstein

Prof. Dr. Duri Gross

4. Mai 1923 bis 14. Juli 2012

Duri Gross
Arzt, Privatdozent 1962, von 1971 bis 1988 Titularprofessor für Rheumatologie und physikalische Therapie

Die schweizerische und europäische Rheumatologie und Physikalische Medizin hat mit Duri Gross eine der herausragenden und eigenständigsten Persönlichkeiten verloren. Duri Gross wurde 1923 in Samedan im Oberengadin geboren. Dieser grandiosen Gebirgslandschaft mögen seine Naturverbundenheit und Heimatliebe, dem Rätoromanischen seine Sprachbegabung und glänzende Rhetorik zu danken sein.

Nach der Volksschule in Samedan und der Klosterschule Disentis studierte er Medizin in Fribourg, Zürich und Basel, legte 1949 das Staatsexamen ab und promovierte 1951 mit einer Arbeit über die habituelle Schulterluxation. Die ersten Assistentenjahre verbrachte er am Pathologischen Institut (Prof. Auf der Maur) und an der medizinischen Klinik des Kantonsspitals Luzern. Mit der Übernahme einer Assistentenstelle bei Prof. Böni am Institut für Physikalische Therapie am Kantonsspital Zürich 1952 wurde sein weiterer beruflicher Werdegang bestimmt. 1954 wurde er Oberarzt dieser Klinik, habilitierte sich 1962 mit einer Arbeit über die physikalische Therapie der peripheren Durchblutungsstörungen für Physikalische Medizin und Rheumatologie und wurde 1971 zum Titularprofessor der Universität Zürich ernannt. Längere Auslandsaufenthalte in Paris (Prof. de Séze) und an der Mayo-Klinik begründeten internationale Erfahrungen und Kontakte. Als Erster Oberarzt von Prof. Böni hat er den Weltruf der Universitätsrheumaklinik Zürich mitbegründet, damals Vorbild und Mekka der europäischen Rheumatologie.

1970 wurde er zum Chefarzt der Klinik für Rheumatologie und Rehabilitation mit einem grossen Institut für physikalische Therapie am neugebauten Stadtspital Triemli berufen. Diese Klinik hatte er schon in der Planungsphase mitgestaltet und später zu hohem An-

sehen geführt. Dank seines breiten allgemeinmedizinischen Wissens konnte er die Physikalische Medizin als interdisziplinäres Fach begreifen und praktizieren. Davon zeugt eine rege vorbildliche gegenseitige Konsiliartätigkeit mit allen übrigen Kliniken des 800-Betten-Spitals. Duri Gross hat wesentlich zur Entwicklung der physikalischen Therapie und Neuordnung des entsprechenden FMH-Titels beigetragen, nicht zuletzt durch die Gründung und Leitung der grossen Physiotherapieschulen im Kantonsspital und im Triemli, und er hat ihr einen gebührenden Platz in der Rheumatologie zugewiesen. Die Rheumatologie war für ihn nicht nur ein auf multizentrischen Studien fussendes Fach, sondern sollte sich vor allem auf eingehende Anamnese, unmittelbare Krankenuntersuchung und klinische Erfahrung stützen. Dabei legte er grosses Gewicht auf die Berücksichtigung des psychischen, sozialen und beruflichen Umfelds des Patienten und eine einfühlsame Betreuung. Das hat er auch seinen Schülern so vermittelt und vorgelebt.

Über 160 wissenschaftliche Publikationen befassen sich mit diagnostischen und therapeutischen Problemen aus dem Gesamtgebiet der physikalischen Medizin und Rheumatologie. Seine wissenschaftlichen Verdienste, sein enormer Sachverstand, sein analytisches Denken, seine Fähigkeit, Probleme rasch zu erfassen und auf das Wesentliche zu reduzieren, waren gefragt und führten zur Berufung in den Vorstand zahlreicher Fachgesellschaften, unter anderem der Schweizerischen Gesellschaft für Physikalische Medizin, deren erster Präsident er war, der Schweizerischen Gesellschaften für Rheumatologie, für Balneologie, für Psychosomatik und in den Vorstand der Europäischen Rheumaliga (EULAR). Dazu kamen Ehrenmitgliedschaften in der EULAR, der Internationalen Assoziation für Physikalische Medizin sowie mehrerer nationaler Gesellschaften für diese Fächer. Auch war er Mitherausgeber mehrerer Fachzeitschriften.

Dank seiner grossen rhetorischen Begabung und seines bündnerischen Witzes war er auf den unterschiedlichsten medizinischen Fortbildungsveranstaltungen wie auch für nicht medizinische Festansprachen ein gesuchter Referent. In zahlreichen Vorlesungen an der Universität und der ETH Zürich ebenso wie bei der Weiterbildung der eigenen Mitarbeiter bewies er seine pädagogischen Fähigkeiten und motivierte durch seine Begeisterung für die Sache.

Die Beziehung zu seinen Assistenten und Oberärzten war bei aller Autorität und trotz gelegentlichem Aufbrausen bei Fehlleistungen durch Vertrauen und Herzlichkeit geprägt. In einer angenehmen Atmosphäre konnten sich unterschiedliche Arbeitsrichtungen entfalten. Für die Nöte seiner Mitarbeiter hatte er stets ein offenes Ohr und nahm Anteil an ihren Problemen. Als Chef war er für uns nicht nur ein exzellenter Fachmann, sondern vor allem ein bedeutender Arzt und eine grosse Persönlichkeit, die uns in unserer Entwicklung zum Arzt und Rheumatologen geprägt hat.

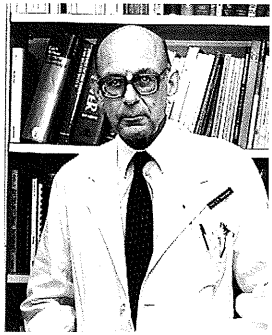
Nach seinem Rücktritt als Chefarzt 1988 betreute er in seiner Privatpraxis in Stallikon noch einen internationalen Patientenstamm, betätigte sich als Gutachter, pflegte aber auch seine literarischen Interessen. Haus und Garten in Samedan, wo er sich häufig aufhielt, besorgte er intensiv, machte lange Spaziergänge und lief gelegentlich noch Ski. Vor allem widmete er sich seiner ihm tief verbundenen Ehefrau, einem der wichtigsten Menschen in seinem Leben, und seinen Söhnen. Das weiterhin klare Denken der letzten zehn Jahre galt den grossen Fragen der Religion und Philosophie.

Alle, die Duri Gross als Arzt, Wissenschaftler, Lehrer, Freund oder als sehr liebevollen und fürsorglichen Ehemann und Vater kannten, werden ihn unauslöschlich in dankbarer Erinnerung behalten.

Rolf Rau

Prof. Dr. Urs Peter Haemmerli

25. Oktober 1926 bis 31. Juli 2012



Urs Peter Haemmerli
Arzt, Privatdozent 1965, von 1972 bis 1991 Titularprofessor für Innere Medizin

Urs Haemmerli beendete sein Medizinstudium an der Universität Zürich mit dem Staatsexamen (1952) und dem Doktorat (1954). Nach einer Assistenzzeit im Kreisspital Bülach und am Pathologischen Institut der Universität Zürich reiste er 1955 in die USA, um sich dort an verschiedenen Institutionen in Radiologie und Gastroenterologie weiterzubilden. Auf Neujahr 1959 kehrte er ans Kantonsspital Zürich zurück und stieg schon bald zum Oberarztstellvertreter, Oberarzt und Ersten Oberarzt auf. Auf Beginn des Wintersemesters 1965 habilitierte er sich an der Universität Zürich für das Gebiet der Inneren Medizin mit besonderer Berücksichtigung der Gastroenterologie. Am 1. November 1969 trat er die Stelle des Chefarzts an der Medizinischen Klinik am damals neu entstehenden Stadtspital Triemli an. Drei Jahre später wurde er zum Titularprofessor ernannt. 1991 trat er in den Ruhestand.

Die Weiterbildungsjahre in den USA prägten ihn ausserordentlich. Er engagierte sich mit der ihm eigenen Intensität, weshalb er bereits nach dem ersten Jahr seines USA-Aufenthalts einen Preis als «outstanding resident of the year» erhielt. Zurück in Zürich, spezialisierte er sich weiter in Gastroenterologie. Ein Schwerpunkt war die Problematik rund um die Malabsorption; für seine Arbeit über Milchintoleranz bei Erwachsenen, hervorgerufen durch mangelhafte Laktaseaktivität, erhielt er 1964 den Zweijahrespreis der Schweizerischen Gesellschaft für Gastroenterologie. In seiner Habilitationsschrift befasste er sich mit dem Thema der wiederkehrenden Gelbsucht während der Schwangerschaft. Von Bedeutung waren auch seine Arbeiten über die Steroidbehandlung von akuter Hepatitis.

So erfolgreich Urs Haemmerli über Themen der Gastroenterologie forschte, verlor er sich doch nie im

Spezialistentum, sondern behielt immer auch weitere Aspekte der Medizin, des Spitalwesens und des Arztberufs im Auge. Schon seine Antrittsrede als Privatdozent mit dem Titel «Klinische Medizin und Forschung» weist über sein Fachgebiet hinaus, indem er von Fragen der Forschung und Spezialisierung zu Ausbildungsfragen überleitete und dabei besonders die Integration von Grundlagenforschung, Klinik und praktizierendem Arzt forderte. Dieses Interesse an der praktischen Umsetzung von neuen Forschungsergebnissen manifestiert sich auch in seiner Studienreise über Organisationsfragen und Einrichtungen von Kliniken der Inneren Medizin, die ihn 1966 in 31 Spitäler in England und in den USA führte.

Als er 1969 die Leitung der Medizinischen Klinik des Triemlispitals übernahm, änderten sich seine Prioritäten. Zwar forschte er durchaus weiter, aber Schwergewicht wurde der Alltag des Spitalbetriebs, die Betreuung der Akut- und der Chronischkranken. Gerade die Zunahme der Chronischkranken stellte die Verantwortlichen vor neue Herausforderungen. 1971 wurde ein Plan betreffend Zuweisung von Chronischkranken in die verschiedenen Spitäler in Zürich beschlossen, bereits im darauffolgenden Jahr erreichte Urs Haemmerli eine weitere Entlastung des Triemlispitals, womit das Problem jedoch keineswegs gelöst war.

1975 kam es zum Eklat: Urs Haemmerli wurde der vorsätzlichen Tötung von Patienten angeklagt, weil er unheilbar kranken Patienten nur noch Wasser verabreichen liess. Damit kam eine bis heute andauernde öffentliche Diskussion über Grenzen der Medizin in Gang, über ethische Fragen, über die politisch-gesellschaftliche Verantwortung, auch über die juristische Frage, wie die Unterlassung einer lebensrettenden Handlung zu bewerten sei. Es bleibt das Verdienst von Urs Haemmerli, die Problematik der modernen Medizin über den relativ engen ärztlichen Fachkreis hinaus ins Bewusstsein der Öffentlichkeit gerückt zu haben.

Dieser Öffentlichkeit wurde bewusst, dass richtiges medizinisches Handeln paradoxerweise auch Nichthandeln sein kann – ein fundamentaler Paradigmawechsel gegenüber der traditionellen Haltung in einer Zeit des ungebändigten Fortschrittsglaubens.

Urs Haemmerli hat sich immer auch für die Aus- und Weiterbildung der Ärzte engagiert. Schon als Oberarzt organisierte er Diskussionen am runden Tisch und Fallbesprechungen – heute Standard an allen Spitälern. Und er leitete seit 1971 die internistischen Untersuchungskurse für Anfänger und Fortgeschrittene am Stadtspital Triemli.

Urs Haemmerli war ein strenger Vorgesetzter alter Schule. Er forderte von seinen Mitarbeitenden auf allen Stufen sehr viel, blieb dabei aber glaubhaft, weil er an sich selber mindestens so strenge Anforderungen stellte. Er war aber auch ein grosszügiger Chef, der die jüngeren Ärzte gerne förderte; im Rückblick war er stolz, rund 250 Ärztinnen und Ärzte ausgebildet zu haben, von denen einige auch Karriere als Professoren oder Chefärzte machten.

So sehr er Mediziner, Arzt und Klinikleiter war, nur auf Medizin liess er sich nie reduzieren. Als Sprössling einer Dynastie von Waffenschmieden liebte er die Jagd. Immer wieder las er Goethes «Faust» und Lewis Carrolls «Alice im Wunderland». Urs Haemmerli reiste viel und erkundigte mit Vorliebe die Unterwasserwelt abgelegener Weltmeere. Er beschäftigte sich auch mit Religionsgeschichte und baute eine sehr bedeutende Sammlung russischer Ikonen des 16. bis 19. Jahrhunderts auf, die er dem Stadtmuseum seiner Heimatstadt Lenzburg, samt einem Zustupf für bauliche Massnahmen, schenkte.

Heinzpeter Stucki

Prof. Dr. Walter Hitzig

9. Mai 1922 bis 9. Oktober 2012

Am 9. Oktober 2012 verstarb in seinem 91. Lebensjahr Walter Hitzig, einer der Pioniere der Pädiatrischen Immunologie. Walter Hitzig reiht sich in den Kreis bedeutender Pädiater ein, die die Entwicklung der Kinder- und Jugendmedizin während der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts hierzulande prägten und die hohe internationale Wertschätzung der Schweizer Pädiatrie mitbegründeten.

Walter Hitzig besuchte die Schulen in Mexiko City und Zürich. 1947 legte er an der Medizinischen Fakultät der Universität Zürich mit Bravour das Staatsexamen ab. In einer dreijährigen Assistenten- und Oberarztzeit bei Prof. A. Schüpbach, einem grossen Lehrmeister der Inneren Medizin in Bern, erhielt er seine Prägung als Kliniker. 1952 begann er seine Weiterbildung zum Pädiater bei Prof. Guido Fanconi am Zürcher Kinderspital. 1955 traf er die für seine weitere Laufbahn richtungsweisende Entscheidung, als Research Fellow am hochangesehenen Children's Hospital in Boston zu arbeiten. In der Arbeitsgruppe von Prof. Charles Janeway und Dr. David Gitlin erlernte er die Grundlagen und neuen Techniken der klinischen und experimentellen Immunologie. Bei der Untersuchung des Blutserums von Agammaglobulinämie-Patienten fand er unerwartet das Fehlen von gleich drei Proteinen (neben Gammaglobulin auch von Beta-2A- und Beta-2M-Globulin), für die er den Oberbegriff «Immun- oder Antikörperglobuline» vorschlug.

Nach der Rückkehr ans Zürcher Kinderspital konnte Walter Hitzig ein eigenes Forschungslabor für Bluteiweisse einrichten und betreiben. Dank scharfer klinischer Beobachtung und konsequenter Anwendung der neuen Labormethoden entschlüsselte er vor 50 Jahren eine besondere Form der angeborenen schweren Infekt-

Walter Hitzig
Arzt, 1962 Privatdozent, 1963 Assistenzprofessor, 1965 Ausserordentlicher Professor, von 1977 bis 1989 Ordentlicher Professor für Kinderheilkunde, besonders pädiatrische Immunhämatologie

anfälligkeit. Sie wurde zunächst «Swiss type agammaglobulinaemia» genannt und ist heute der Fachwelt als «Schwerer Kombinierter Immundefekt (SCID)» bekannt: Zusätzlich zur Agammaglobulinämie fehlten die Blutlymphozyten und waren alle lymphatischen Organe inklusive des Thymus atroph. Die Substitution von Gamma-Globulinen alleine konnte den fatalen Verlauf nicht beeinflussen. Doch dreissig Jahre später gelang Hitzigs Team die Heilung des ersten Schweizer Säuglings von der tödlich verlaufenden Erbkrankheit durch eine Transplantation hämatopoietischer Stammzellen.

In der Zwischenzeit hatten er und ein kleiner Kreis ausländischer Kollegen die Pädiatrische Immunologie zu einer neuen, bedeutenden Spezialdisziplin der Medizin entwickelt. Kinderspital und Universität Zürich erkannten die Bedeutung des aufstrebenden Fachs sowie die einzigartigen Qualitäten Hitzigs und beriefen ihn auf den ersten Lehrstuhl für Pädiatrische Immunologie in Kontinentaleuropa. Ehrenvolle Rufe an die Universitätskinderkliniken Boston und Berlin folgten. Doch Walter Hitzig lehnte diese ab und blieb dem Kinderspital Zürich insgesamt 37 Jahre treu. Er machte zwei weitere klinisch und biologisch wichtige Beobachtungen: Er erkannte die Agammaglobulinämie bei Transcobalamin-II-Mangel und die neue Hämoglobinvariante Zürich. 1975 folgte schliesslich die Ernennung zum Ordinarius der Medizinischen Fakultät.

Walter Hitzig verstand beispielhaft, wissenschaftliche Forschung mit ärztlicher Tätigkeit in Einklang zu bringen und wurde stellvertretender ärztlicher Direktor des Kinderspitals. Wenn seine früheren Schüler heute seiner mit grossem Respekt gedenken, dann auch wegen seiner vorbildlichen ärztlichen Haltung. Er lebte uns die ganzheitliche, menschliche Betreuung kranker Kinder vor und förderte den intensiven Gedankenaustausch zwischen Grundlagenwissenschaften und klinischer Praxis zum Nutzen und Wohle der Patienten. Walter Hitzigs Anliegen der ganzheitlichen Betreuung

kranker Kinder äusserte sich auch in seinem unermüdlichen Einsatz in der Medizinischen Fakultät Zürich und der Schweizerischen Gesellschaft für Pädiatrie für die Weiter- und Fortbildung, die Hausarztmedizin und die ärztliche Ethik.

Der Förderung der nächsten Generation von Ärzten und Wissenschaftlern des noch jungen Fachgebiets widmete Walter Hitzig viel Energie. So rief er 1984 einen Kreis junger Oberärzte aus den Kinderkliniken Deutschlands, Österreichs und der Schweiz in der Kartause Ittingen zusammen und gründete die Arbeitsgemeinschaft Pädiatrische Immunologie (API). Daraus entwickelte sich ein anspruchsvolles Forum, das zu gemeinsamen Studien, dem ersten deutschsprachigen Lehrbuch der Pädiatrischen Immunologie und über zehn Lehrstuhlbesetzungen führte. Diese Ittinger Tradition setzt sich bis heute fort. Die API vergibt alle zwei Jahre einen «Walter-Hitzig-Preis» für die beste Arbeit auf dem Gebiet der Pädiatrischen Immunologie an einen jungen Wissenschaftler unter 35 Jahren.

Nach seiner Emeritierung leitete Walter Hitzig jahrelang die Zentrale Ethikkommission der Schweizerischen Akademie der Medizinischen Wissenschaften, blieb dem akademischen Nachwuchs in der Kinderimmunologie als Mentor treu und fand wieder Zeit, mit seiner Geige im Quartett zu spielen. Abendliche Einladungen im Freundeskreis im von seiner Gattin Vreni mit herzlicher Gastlichkeit bestellten Heim am Zürichberg bildeten Höhepunkte der Geselligkeit und des Ideenaustauschs. Alle Begegnungen mit Walter Hitzig als bedeutendem Kinderarzt, engagiertem klinischem Lehrer, kreativem Forscher, hochkultivierter Persönlichkeit und loyalem Freund bleiben unauslöschlich in unserer Erinnerung, die wir in Dankbarkeit bewahren.

Reinhard Seger

Prof. Dr. Felix Kaiser

18. Februar 1947 bis 20. Juli 2012

Felix Kaiser war Geografielehrer am Gymnasium Freudenberg, Titularprofessor an der Universität Zürich und forschte an der Eidg. Forschungsanstalt für Wald, Schnee und Landschaft WSL in Birmensdorf. Er war aber auch Pilot und in seinen jungen Jahren ein aktiver Handballspieler in der Nationalliga A bei der legendären Pfadi Winterthur. Ein Mensch mit vielen Passionen. Dass sein Leben im Sommer 2012 so plötzlich zu Ende ging, ist immer noch schwer zu glauben.

Felix Kaiser
Geograf, Privatdozent 1993, seit 2007 Titularprofessor für Physische Geografie

Die messtechnischen Analysen zu seiner Dissertation erfolgten schon 1976 im Jahrringlabor der damaligen EAFV und heutigen WSL. Gerhard Furrer, Vorsteher des Geografischen Instituts der Universität Zürich, und Fritz Schweingruber (WSL) waren seine Doktorväter. Felix Kaiser habilitierte sich in den frühen 1990er-Jahren an der Universität Zürich. Bald merkte er aber, dass er beim Forschen mehr Freiraum hatte, wenn er sein Leben nicht damit verdienen musste. Wie sich herausstellte, schaffte er den Spagat zwischen der Lehre am Gymnasium und der Forschung mit Erfolg. So analysierte er im Laufe von dreissig Jahren hunderte von Kiefernproben aus den Lehmen am Fusse des Uetlibergs, aus Baugruben in Birmensdorf, des Belpbergs bei Bern und weiterer schweizerischer Fundstellen – immer neben einem vollen Pensum als Gymnasiallehrer. Die WSL Birmensdorf unterstützte seine «nebenberufliche» Forschung mit dem Gastrecht, das die Nutzung der gesamten Infrastruktur umfasste. Dafür wurden seine teils spektakulären Ergebnisse im Namen der WSL publiziert.

In engster Zusammenarbeit mit Physikern, Pollenanalytikern und Geologen gelang ihm die jahrgenaue Datierung der mit vielen Stämmen belegten weltweit längsten Jahrringreihe über 12 460 Jahre und die fast

jahrgenaue Datierung einer schwimmenden Chronologie von weiteren 2000 Jahren. Felix Kaiser arbeitete eng mit Kollegen in Stuttgart-Hohenheim und Südfrankreich zusammen und trug so zur Schaffung einer mitteleuropäischen Chronologie des Bölling/Alleröd-Intervalls bei. In Zusammenarbeit mit Diplomandinnen und Diplomanden versuchte Kaiser Parallelen zwischen heute und den Umweltverhältnissen im Spätglazial herzustellen. Daher studierte er den Einfluss der geomorphologischen Ereignisse auf lebende Bäume an Murgängen der Schweizer Alpen sowie die hydrologischen Einflüsse von Flüssen in Alaska. Das Material ist von unschätzbarem wissenschaftlichem Wert. Mit der Entwicklung neuer physikalischer und biologischer Methoden wird es dereinst möglich sein, sich ein genaues Bild der Umweltverhältnisse am Ende der letzten Eiszeit zu bilden. Leider war es Felix Kaiser nicht vergönnt, seine Jahrringdaten einem internationalen Publikum zur Verfügung zu stellen. Die WSL jedoch hütet das Material und die Messdaten wie einen Augapfel.

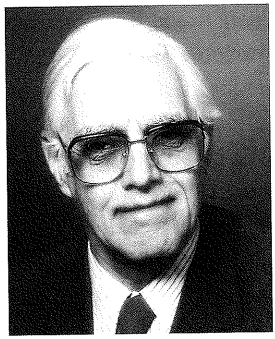
Sowohl mit der Erstellung der Chronologie als auch mit deren Interpretation reihte sich Kaiser in der internationalen Dendrochronologie ganz vorne ein. Mit der Ernennung zum Titularprofessor ehrte ihn die Universität Zürich für seine wissenschaftliche Arbeit.

Mit Felix Kaiser verlieren wir einen wichtigen Wissenschaftler, vor allem aber auch einen Kollegen, der sich nicht scheute anzuecken und Regeln über den Haufen zu werfen, wenn diese ihm sinnlos erschienen. Er war ein Querdenker mit Humor und Biss. Mit ihm verlieren wir einen treuen Freund, der das Leben liebte und über sich lachen konnte. Wir sind glücklich, viele unvergessliche Erinnerungen an ihn zu haben. Und wir sind traurig, dass es keine gemeinsamen Erlebnisse mehr geben wird.

Paolo Cherubini

Prof. Dr. Hans Heinrich Keller

14. Februar 1922 bis 5. Januar 2012



Hans Heinrich Keller
Mathematiker, Privatdozent 1959, Ausserordentlicher Professor 1963, von 1967 bis 1987 Ordentlicher Professor für Mathematik

Nach dem Besuch der kantonalen Handelsschule Zürich studierte Hans Heinrich Keller an der Universität Zürich Mathematik. Bei Prof. Rolf Nevanlinna doktorierte er 1950 «Über das Anwachsen von Potentialfunktionen im dreidimensionalen Raum». Von 1950 bis 1955 unterrichtete er als Mittelschullehrer an verschiedenen Gymnasien, 1954 bis 1960 war er Assistent bei Prof. Nevanlinna und übernahm ab 1956 Lehraufträge für analytische Geometrie und lineare Algebra. 1959 habilitierte er sich an der Universität Zürich. 1962 bis 1963 war er Visiting Associate Professor der Universität Ann Arbor (USA). Auf das Wintersemester 1963/64 wurde er zum ausserordentlichen Professor für Mathematik gewählt. Bereits 1966 wurde er zum Ordinarius befördert. 1987 trat er in den Ruhestand.

In seinen ersten wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigte sich Hans Heinrich Keller besonders mit dem Gebiet der Potentialtheorie. Später wandte er sich eher Fragen der geometrischen Mathematik zu, so in seiner Habilitationsschrift «Über die Differentialgleichung erster Ordnung in normierten linearen Räumen». Da es sich zeigte, dass die normierten Räume für viele Anwendungen zu eng sind, versuchte er, die Analysis in möglichst allgemeinen linearen Räumen zu entwickeln. Seine scharfsinnigen und sorgfältig dokumentierten Ausführungen fanden ein ausgezeichnetes Echo in der wissenschaftlichen Welt. Darüber hinaus beschäftigten ihn immer wieder Fragen aus den Grenzgebieten der Mathematik zu anderen Disziplinen, insbesondere der Physik. So war ihm die Teilnahme an einem 1976 durchgeführten Kongress in Warschau über «Methods of Differential Geometry in Physics and Mechanics» ein wichtiges Anliegen, um den Austausch zwischen Mathematikern und Physikern zu fördern.

Er war sich immer bewusst, dass Wissenschaft mit hohem Verantwortungsgefühl verbunden sein muss. So liess er es sich nicht nehmen, sich um die Jahreswende 1976/77 in einer in der «Neuen Zürcher Zeitung» ausgetragenen, auch heute noch sehr aktuellen Kontroverse über die Grenzen exakter Erkenntnis in den modernen Naturwissenschaften öffentlich zu Wort zu melden. Darin setzte er sich engagiert dafür ein, dass Wissenschaft immer auf tatsächlich gesicherten Erkenntnissen aufbauen muss und sich nicht dazu hinreissen lassen darf, mit Nichtwissen zu argumentieren. Es ging damals darum, ob Lebenserscheinungen (im breitesten Sinn) physikalisch-chemisch erklärbar seien, also mit experimentellen Methoden der Naturwissenschaft, etwa der Molekularbiologie, erforscht werden könnten. Hans Heinrich Keller war überzeugt, dass mit dem Verneinen dieser Möglichkeiten dem Irrationalismus und der Mystik Tür und Tor geöffnet werden.

Hans Heinrich Keller verstand es als herausragender Lehrer, sehr viele Studierende für sein Fach nicht nur zu gewinnen, sondern auch so zu begeistern, dass sie sich sogar auf Wartelisten setzen liessen. Nicht zufällig wurden mindestens drei ehemalige Schüler selber Hochschullehrer. Sogar in gewöhnlich zurückhaltenden amtlichen Dokumenten, wie etwa dem Antrag zur Wahl als Ordinarius, finden sich Sätze, die seine ausserordentliche Begabung herausstreichen: «Diese für die Mathematik vollkommen ungewöhnlichen und auch kaum zu bewältigenden Anzahlen, die auch Herr Keller mit der Zeit etwas wird abbauen müssen (ein Viertel davon wäre etwa als normal zu betrachten), zeugen von seinen Fähigkeiten als Erzieher zur wissenschaftlichen Arbeit.»

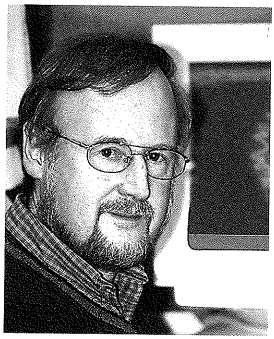
In seiner Abschiedsvorlesung legte er dar, wie grundlegend Mathematik ein Kulturprodukt und ein Mittel der Erkenntnisgewinnung ist, und meinte abschliessend:

«Heute stünden wir, ohne die Mithilfe der Mathematik, nur mit gesundem Menschenverstand ausgestattet, nicht nur in der Physik, sondern auch in den anderen Naturwissenschaften und ebenso in den Sozialwissenschaften völlig hilflos da.»

Heinzpeter Stucki

Prof. Dr. Hans Rudolf Preisig

20. Mai 1949 bis 2. Dezember 2011



Hans Rudolf Preisig
Botaniker, Privatdozent 1983, seit 1995 Titularprofessor für systematische Botanik

Hans Ruedi Preisig oder Hans, wie ihn seine internationalen Kollegen nannten, wurde 1949 in Winterthur geboren, wo er aufwuchs und die meiste Zeit seines Lebens verbrachte. Er studierte Botanik an der Universität Zürich und schloss sein Studium 1973 mit einer Diplomarbeit zur Ökologie der Gräser aus der Gattung Glyceria ab. Schon während seiner Diplomarbeit begann Preisig für die Wasserversorgung der Stadt Zürich zu arbeiten. Diese Erfahrung in der nichtakademischen Arbeitswelt war für ihn prägend, wie es in der Einleitung zu Preisigs Doktorarbeit klar zum Ausdruck kommt: «Dabei wurde ich auf das Gebiet der Algologie aufmerksam. Ich stellte fest, dass dieser wichtige Teilbereich der Botanik an schweizerischen Hochschulen vernachlässigt wird.» Sein damaliger Chef bei der Stadt Zürich, Dr. U. Zimmermann, ermunterte Hans Ruedi Preisig zu einer Dissertation, die er unter der Leitung von C. D. K. Cook an der Universität Zürich und P. Bourelly in Paris verfasste. Diese 1979 abgeschlossene Arbeit befasste sich mit der saisonalen Dynamik und Ökologie der Biodiversität von Algen und Cyanobakterien. Danach folgte ein Aufenthalt in Cambridge, England, wo Preisig Studien über die Ultrastrukturen von Algen, im Speziellen der Goldalge Paraphysomonas, durchführte. Diese ausführlichen Arbeiten zur Gattung Paraphysomonas bildeten die Basis für seine Habilitation, um die Venia Legendi der Universität Zürich zu erlangen.

Nach seiner Rückkehr in die Schweiz 1981 nahm Preisig eine Stelle als Oberassistent am Institut für Systematische Botanik der Universität Zürich an. Ausser einem Sabbatical in Neuseeland Anfang der 1990er-Jahre blieb Preisig seiner Universität Zürich treu und erfüllte mit Hingabe Forschungs- und Lehraufgaben.

Regelmässig nahm er seine Studierenden für Exkursionen mit ins Feld, um die erstaunliche Algendiversität der Schweizer Gewässer zu untersuchen. Preisig organisierte auch Exkursionswochen ans Meer, um die beeindruckende Algenvielfalt mariner Küsten vorzustellen. So betreute er auch zahlreiche Diplom- und Doktorarbeiten. Diese Arbeiten decken eine Fülle von Themen ab zur Ökologie, Biodiversität, Ultrastruktur, Taxonomie und Physiologie verschiedenster Algengruppen, insbesondere zu den Blaualgen (Cyanobakterien), Gold-, Kiesel- und Zieralgen.

Hans Ruedi Preisigs Interessen waren sehr breit gefächert, die Diversität der begeisselten Protisten (Flagellaten) aber war seine wahre Leidenschaft. In vielen seiner Publikationen behandelte er wichtige Fragestellungen zu ultrastrukturellen Merkmalen dieser Flagellaten. Seine Forschungsresultate führten nicht nur zu einem tieferen Verständnis der Systematik und Ökologie der Protisten, sie etablierten für diese heterogene Organismengruppe auch eine klare Terminologie und die dafür notwendige nomenklatorische Definition der Zellstrukturen.

Nicht zu unterschätzen bleibt Preisigs Einsatz für verschiedene Fachzeitschriften, denen er mit seinem breiten phykologischen Wissen als Editor zu Verfügung stand. Hier gilt es vor allem seinen fast zwanzigjährigen Einsatz für «Nova Hedwigia» hervorzuheben.

Hans Ruedi Preisigs wichtigstes Vermächtnis sind zwei Bücher, die er zusammen mit J. Kristiansen verfasste: «Encyclopedia of Chrysophyte Genera» (in Bibliotheca Phycologica) und «Chrysophyte and Haptophyte Algae» (in der «Süsswasserflora von Mitteleuropa»). Total war Preisig an der wissenschaftlichen Beschreibung von 38 Taxa beteiligt. Dazu gehören im Jahr 1982 die beiden neuen Gattungen Chromophysomonas Preisig & D. J. Hibberd und Polylepidomonas Preisig & D. J. Hibberd und als neue Familie die Paraphysomonadaceae Preisig & D. J. Hibberd. Für die

lokale Biodiversitätsforschung von eminenter Wichtigkeit waren vor allem Preisigs Erstfunde, die er von vielen Algentaxa für die Schweiz machte.

2009 wurde bei Hans Ruedi Preisig die Krankheit ALS (Amyotrophe Lateralsklerose) diagnostiziert. Trotz seines sich verschlechternden Gesundheitszustands versuchte Preisig in seiner Familie und unter Freunden seinen feinen Sinn für Humor zu bewahren. Auch verpasste er selten ein gutes Fussballspiel. Preisig hinterlässt seine Frau Mariann und die drei Söhne Tobias, Stefan und Daniel.

Gerne hätte die Fachwelt noch Jahre oder gar Jahrzehnte von Preisig als Wissenschaftler, Kollegen und Freund profitiert. Mit ihm verliert die Universität Zürich auch den letzten voll angestellten Wissenschaftler, der an einer schweizerischen Hochschule zum breiten Thema der Algensystematik forschte und lehrte.

Im Jahre 2012 wurden bereits zwei neue Algenarten nach Hans Ruedi Preisig benannt, dies in Anerkennung seiner international geschätzten wissenschaftlichen Beiträge und als edle Geste für den zu früh verstorbenen Kollegen und Freund: Mallomonas preisigii Siver und Paraphysomonas preisigii Wujek.

Lukas Taxböck, Rolf Rutishauser

Prof. Dr. Ulrich Saxer

6. Januar 1931 bis 8. Juni 2012

In Küsnacht (ZH) geboren, studierte Ulrich Saxer in Zürich Jurisprudenz, Germanistik und Anglistik. 1957 promovierte er bei Emil Staiger mit der Arbeit «Gottfried Kellers Bemühungen um das Theater». Nach der Promotion wirkte Saxer, der auch eine Gesangsausbildung absolvierte, als Deutschlehrer am kantonalen Gymnasium Freudenberg und als Lehrbeauftragter am damaligen Journalistischen Seminar der Universität Zürich. Dort kam er mit sozialwissenschaftlichen Methoden in Berührung; diese Kompetenzen konnte er während eines Forschungsaufenthalts an der Universität Uppsala weiter vertiefen. 1970 erfolgte die Habilitation in Zürich («Publizistische Strategie und soziokultureller Wandel»). Hier verband er seine kulturwissenschaftlichen Interessen mit der sozialwissenschaftlichen Forschungstradition. 1973 zum Assistenzprofessor für Publizistikwissenschaft ernannt, wurde Saxer vier Jahre später zum Extraordinarius und 1983 zum Ordinarius befördert. Mit diesen Daten verbunden war ein erheblicher Institutionalisierungsprozess für das Fach an der Universität Zürich, denn 1983 richtete der Regierungsrat erstmalig ein Ordinariat für die Publizistikwissenschaft ein. Diese Entscheidung fiel in Anerkennung der wissenschaftlichen Leistungen, die der junge Ulrich Saxer in sehr kurzer Zeit erbracht hatte.

Saxer, den man aufgrund seiner fachlichen Herkunft und seiner beruflichen Ambitionen als einen Quereinsteiger bezeichnen darf, erwies sich als ein Glücksfall für das Fach nicht nur in Zürich, sondern im gesamten deutschsprachigen Raum. Mit grosser Offenheit wandte er sich dem gesamten Themenbereich der öffentlichen Kommunikation zu, er griff Arbeiten aus der Soziologie oder der Psychologie ebenso auf wie

Ulrich Saxer
Publizistikwissenschafter, Privatdozent 1970, Assistenzprofessor 1973, Ausserordentlicher Professor 1977, von 1983 bis 1996 Ordentlicher Professor für Publizistikwissenschaft

Erkenntnisse aus den Sprachwissenschaften. Er arbeitete, auf einem soliden makrotheoretischen Fundament stehend, im besten Sinne interdisziplinär – und immer mit Blick auf den Gegenstand: die Publizistik. Er nutzte, obwohl im Kern seines Wesens ein gestrenger akademischer Lehrer alter Schule, auch die Anforderungen aus der Gesellschaft und der Praxis und wandte sich mehr und mehr auch empirischen Arbeiten zu. Er vermochte qualifizierte Persönlichkeiten für diese Arbeiten zu gewinnen und diese zielorientiert zu führen. Aus dem vormaligen Publizistischen Seminar entwickelte sich das Seminar für Publizistikwissenschaft mit empirischer Ausrichtung, das unter anderem in der Rezeptions- oder Wirkungsforschung Beachtung fand.

Saxer öffnete das Fach im deutschsprachigen Raum, indem er den Austausch mit den angelsächsischen Kolleginnen und Kollegen suchte und für die Lektüre einschlägiger Journals in der Lehre sorgte. Es entstanden in Zürich sorgfältig konzipierte «Reader», und selbstverständlich gab es zu jeder Vorlesung Skripte mit umfangreichen Literaturverweisen. Das Vorlesungsspektrum von Saxer war breit; auch Bereiche wie die Sport- oder die Kulturpublizistik gehörten dazu. Dank seinem nimmermüden, gestrengen Agieren hatte sich die Publizistik in Zürich bereits in den 1980er-Jahren einen Namen gemacht. 1991 schrieb Franz Ronnerberger für das damalige Herausgebergremium der «Publizistik», in dem auch Ulrich Saxer Einsitz hatte, Saxer habe «mit Bedacht und Zähigkeit» das Zürcher Seminar zu einem «international bekannten und beachteten Institut» auf- und ausgebaut. Auf diesen soliden Fundamenten – Saxer schied 1996 aus – konnte dann das IPMZ der UZH aufgebaut werden.

Forschungsarbeiten, Expertise und Gutachten – Ulrich Saxer zeichnete eine umfangreiche und breit angelegte Publikationstätigkeit aus. Wenige Jahre nach seiner Emeritierung legte er eine beeindruckende Monografie zum Thema Unterhaltung vor und wenige

Wochen nach seinem Tod erschien sein (fast tausend Seiten umfassendes) Standardwerk «Mediengesellschaft». Saxer wirkte weiter, über die formelle Altersgrenze hinaus. Sein Rat war über Jahrzehnte allüberall im deutschsprachigen Raum gefragt und sehr begehrt, sei es beim Aufbau von Studiengängen und Instituten oder sei es in Berufungsfragen. Und so ist es natürlich, dass Ulrich Saxers Auftreten bei Tagungen und Kongressen viel Beachtung fand – manche dieser Auftritte wirken bis in die heutige Zeit hinein nach. Es kam nämlich nicht nur ein alter Fahrensmann zu «seinen Leuten», sondern ein geselliger und amüsanter Zeitgenosse, der es sich gerne im Kreise «seiner Lieben» gut gehen liess, der nach den Dingen fragte – und immer gut war für einen klugen Rat, beiläufig vermittelt. Mit Ulrich Saxer hat das Fach im deutschsprachigen Raum einen seiner Grossen verloren.

Otfried Jarren

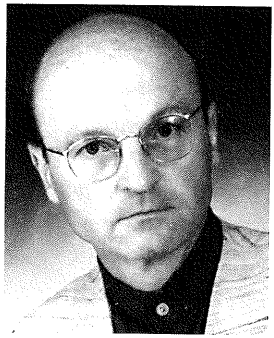
Prof. Dr. Christian Scharfetter

3. Oktober 1936 bis 25. November 2012

Am 25. November 2012 verstarb Prof. Dr. med. Christian Scharfetter nach schwerer Krankheit. Er war seit Jahrzehnten eng mit der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich verbunden.

1936 in Innsbruck geboren, hat Christian Scharfetter auch dort studiert und erste, umfassende klinische Erfahrungen gesammelt. 1963 kam er nach Zürich, zunächst an die Neurochirurgische Klinik der Universität, von wo er schon regelmässig die Kolloquien der Psychiatrischen Universitätsklinik besuchte. 1967 trat er in die Psychiatrische Universitätsklinik Burghölzli ein, als Assistenzarzt bei Prof. Manfred Bleuler, der ihn förderte und prägte. 1969 übernahm ihn Prof. Jules Angst in die Forschungsabteilung und ernannte ihn 1970 zum Oberarzt. 1972 folgte die Habilitation. Als Assistenzprofessor übernahm er ab 1973 die Lehrverpflichtung im Fach Psychopathologie für Psychologen. Diese über viele Jahre fortgesetzte (und von den Studierenden ausgesprochen geschätzte) Vorlesungsreihe bildete die Grundlage für Scharfetters bekanntestes Werk «Allgemeine Psychopathologie» (1976, 6. Auflage 2010), die auch international viel Aufmerksamkeit und Anerkennung erfuhr. 1978 erfolgte die Ernennung zum Extraordinarius für Psychiatrie an der Universität Zürich. 32 Jahre nach seinem Eintritt in die Psychiatrische Universitätsklinik Zürich wurde er 1999 emeritiert.

Kennzeichnend für Christian Scharfetters Denken war die Verbindung eines nachhaltigen Interesses für die subjektive Seite des menschlichen Erlebens und Handelns mit der die Individualität transzendierenden Ebene der «Wesensmerkmale», die den Menschen als solchen ausmachen. Inwieweit dieses Erleben und Handeln auch im Kontext einer psychischen Störung stand, untersuchte er akribisch und empathisch. Ihn interessierte auch, was



Christian Scharfetter
Psychiater, Privatdozent 1971, Assistenzprofessor 1973, von 1978 bis 1999 Ausserordentlicher Professor für Psychiatrie, speziell Psychopathologie

nicht unterschied zwischen psychischer Gesundheit und Krankheit, also die Charakteristika jedes Individuums in seiner Eigenschaft als einzigartige Person im jeweiligen Kontext, in dem diese sich befindet.

Zahlreiche Aufsätze Christian Scharfetters erschienen im Schweizer Archiv für Neurologie und Psychiatrie. Zwei Schwerpunkte seines umfangreichen Werks, neben der klinischen Psychopathologie, betreffen die philosophischen Grundlagen und die Geschichte der Psychiatrie. Dabei lagen ihm die Person und das Schaffen Eugen Bleulers besonders am Herzen. Sein umfangreiches Buch «Eugen Bleuler (1857–1939): Polyphrenie und Schizophrenie» (2006) stellt eine ebenso gründliche wie kritische Auseinandersetzung mit dieser prägenden Figur der Schweizer Psychiatrie dar.

Mit Bleuler verband ihn das besondere Interesse an psychotischen Zustandsbildern und deren Verläufen. Psychopathologische Symptome waren dabei für ihn niemals nur zählbare Einzelelemente, sondern begriffliche Hervorhebungen aus einem nie vollständig erfassbaren Gesamtkontext, dem der Person und ihrer Biografie. Auf diesem Hintergrund entstanden Publikationen wie «Schizophrene Menschen» (1983, 4. Auflage 1995) oder, besonders charakteristisch und für manchen Fachkollegen wohl recht provokant, «Was weiss der Psychiater vom Menschen?» (2000). Sein letztes Buch trägt den Titel «Scheitern – in der Sicht auf Psychopathologie und Therapie» (2012).

Die Psychiatrische Universitätsklinik Zürich wird im nächsten Jahr das Werk Christian Scharfetters in seiner Bedeutung für die heutige klinische Praxis und Forschung würdigen: Dazu werden eine Publikation zu seinem Werk sowie ein wissenschaftliches Symposium mit internationalen Referenten vorbereitet.

Mit Christian Scharfetter haben wir einen bedeutenden psychiatrischen Kliniker und Forscher verloren. Wir wissen uns seinem Anspruch verpflichtet.

Paul Hoff, Bernhard Küchenhoff

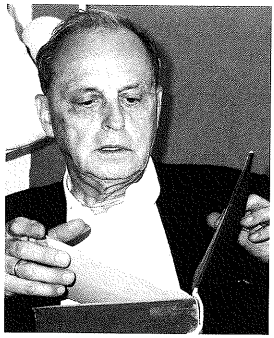
Prof. Dr. Alfred Schindler

31. Dezember 1934 bis 19. November 2012

Am 19. November 2012 verstarb im 78. Altersjahr Alfred Schindler, ein international anerkannter Augustin-Spezialist, der sich auch um die Erschliessung der Zürcher Reformation verdient gemacht hat.

Alfred Schindler wurde am 31. Dezember 1934 als Spross einer Familie geboren, die hervorragende Juristen hervorbrachte. Er selbst studierte Theologie in Zürich, Basel, Heidelberg und Rom. 1963 promovierte er an der Universität Zürich, 1965 erfolgte die Habilitation für das Gebiet der Kirchen- und Dogmengeschichte und 1966 die Ernennung zum Extraordinarius. Die folgenden rund dreissig Jahre seiner Aktivität als Hochschullehrer lassen sich gleichmässig in drei Lebensstationen aufteilen: 1970 erhielt er einen Ruf als Ordinarius für Alte Kirchengeschichte an die Ruprecht-Karls-Universität zu Heidelberg. Von 1979 bis 1990 wirkte er als Ordentlicher Professor an der Universität Bern. 1990 kehrte er als Ordinarius an die Universität Zürich zurück und übernahm zugleich die Leitung des Instituts für Schweizerische Reformationsgeschichte. Im Jahre 2000 wurde er emeritiert.

Alfred Schindler war ein Forscher von einmaliger Brillanz und ein begnadeter Lehrer. Er war bereits in frühen Jahren ein international anerkannter Augustin-Spezialist. Mitte der 1970er-Jahre erarbeitete er in Kooperation mit anderen Fachgelehrten die Konzeption des Augustinus-Lexikons, als dessen Mitherausgeber er zeitlebens fungierte. Neben zahlreichen Beiträgen für das Lexikon, die ob der interdisziplinären Bündelung der speziellen Kompetenzen der Fächer Alte Geschichte, Theologie, Klassische Philologie und Patristik beeindrucken, waren seine detaillierten Artikelgutachten für die Redaktion stets hilfreich. Ausserdem verfasste er für die traditionsreiche Theologische Realen-



Alfred Schindler
Theologe, Privatdozent 1965, Ausserordentlicher Professor 1966, von 1990 bis 2000 Ordentlicher Professor für Kirchen- und Dogmengeschichte

zyklopädie den Artikel «Augustin», der im Grunde einer Monografie gleicht und bis heute einen ungewöhnlichen Einfluss auf die Forschung ausübt.

Mit gleichem Talent und ebensolcher Gründlichkeit veröffentlichte Alfred Schindler in späteren Jahren grundlegende Arbeiten auf dem Gebiet der Rezeption der Kirchenväter im Mittelalter und in der Reformationszeit. 1984 begann er mit der Studie «Zwingli und die Kirchenväter», einer vielbeachteten Untersuchung der theologischen Tradition, die den Zürcher Reformator prägte. Seit 1991 tagte in mehrjährigen Abständen eine internationale Forschergruppe mit Vertretern verschiedener Disziplinen, die sich mit der Aufnahme altkirchlicher Autoritäten in die Schriften des 15. und 16. Jahrhunderts beschäftigte. Diese Tagungen wurden in der von ihm mitherausgegebenen Reihe Auctoritas Patrum dokumentiert, die ein unentbehrliches Instrument für die Forschung darstellt.

Als bewanderter Polyhistor hat sich Alfred Schindler um die Erschliessung der Zürcher Reformation in höchstem Masse verdient gemacht. Auf seine Initiative sind bahnbrechende Projekte entstanden, zum Beispiel der Plan einer Neuausgabe sämtlicher Randglossen Zwinglis zu den von ihm gelesenen Büchern, die Bereitstellung der Werke Huldrych Zwinglis in elektronischer Form, die kritische Edition der «Akten der Badener Disputation von 1526» und die Edition der Werke von Johann Kaspar Lavater. Naturgemäss handelt es sich um langfristige Projekte, die in einem Forscherleben nicht vollendet werden können. Es ist jedoch erfreulich, dass weiterhin daran gearbeitet wird. Sein konziliantes, besonnenes Auftreten hat ihn nahezu prädestiniert, die Institutionen der Zürcher Reformationsgeschichte auf Kurs zu halten und zu fördern. Exemplarisch seien genannt: die langjährige Redaktion der Zeitschrift «Zwingliana», die Mitarbeit im Vorstand des Zwinglivereins und des schweizerdeutschen Wörterbuchs Idiotikon. In der Lehre deckte Alfred Schind-

ler das ganze Spektrum der Kirchengeschichte ab und konzentrierte sich dabei insbesondere auf die alte Kirche und das Mittelalter. Seine Vorlesungen und Seminare waren klar und anschaulich; die Studierenden schätzten vor allem die zugriffige Art und Weise, in der er minutiös Texte auslegte oder umgekehrt komplexe historische Zusammenhänge transparent machte. Nicht unerwähnt sollen die von ihm ins Leben gerufene Zürcher Kirchengeschichtliche Sozietät und die Vierbeziehungsweise Fünfstädtesozietät bleiben, in der Doktorierende sich kennen lernen und Erfahrungen austauschen können.

Ebenso wie als Wissenschaftler beeindruckte Alfred Schindler als Mensch. Er strebte in der Forschung den Perfektionismus an. In der Lehre lag ihm die Förderung der engagierten und kritischen Funktion der Theologie im Leben der Kirche am Herzen. Zudem war er an Literatur, Musik und Kunst interessiert. Er war ein Meister des Gesprächs, des Humors, des Understatements wie auch der Ironie. Intellektuelle Kraft und Gefühle wirkten bei ihm zusammen. Im täglichen Umgang mit ihm konnte man einen Menschen erleben, dem bei allem Stolz auf das in der Wissenschaft Erreichte persönliche Eitelkeit völlig fremd war. Sein bescheidenes und gleichwohl vornehmes Auftreten gewann die Herzen aller, die mit ihm zu tun hatten. In seiner liebenswürdigen menschlichen Art und mit seinem umfassenden Wissen war er eine Quelle der Inspiration für alle, die ihn als Lehrer oder Kollegen kannten. Diese Haltung gehörte mit zum Dienst, den Alfred Schindler für die Wissenschaft und für die Kirche leistete. Seine Todesanzeige schmückt der Satz aus den Confessiones: «Fecisti nos ad te et inquietum est cor nostrum donec requiescat in te.» Möge dieses «donec» sich an ihm erfüllt haben.

Emidio Campi

Prof. Dr. Urs Walter Schnyder

7. Februar 1923 bis 21. Oktober 2012

Urs Walter Schnyder
Arzt, von 1978 bis 1991
Ordentlicher Professor für
Dermatologie und Venerologie

Urs Walter Schnyder wurde am 7. Februar 1923 in Basel als einziger Sohn von Sylvia Schnyder, der Tochter eines Chemikers und Direktors der damaligen Sandoz, und von Walter Schnyder, Chefarzt der Augenklinik im Bürgerspital Solothurn, geboren. Grossvater und Urgrossvater waren Allgemeinärzte. Grossonkel Édouard Guillaume hatte 1920 den Nobelpreis für die Einführung des Urmeters erhalten.

Nach dem Medizinstudium in Bern, Genf und Zürich war Urs Schnyder drei Jahre in der Pathologie tätig, zunächst in Genf und anschliessend in Zürich. 1952 begann er seine dermatologische Ausbildung bei Prof. Guido Miescher in Zürich. Nach Studienaufenthalten in München, Genf, Paris und in den USA wurde er Oberarzt an der dermatologischen Klinik in Zürich bei Prof. Hans Storck. 1961 verfasste er eine viel beachtete Habilitationsschrift, in welcher er die korrelative und genetische Zusammengehörigkeit von Asthma, Rhinitis atopica, Neurodermitis und konstitutionellem Kinderekzem eindeutig bewies und diese den erblichen Dispositionskrankheiten zuordnete. Bereits drei Jahre später wurde er zum Assistenzprofessor für Dermatologie mit besonderer Berücksichtigung der Humangenetik ernannt.

Bereits mit 42 Jahren erhielt Urs Schnyder 1965 den Ruf an die Universitäts-Hautklinik Heidelberg. Hier entfaltete er eine rege Forschungstätigkeit zur Analyse von Erbkrankheiten – besonders Epidermolysen und Verhornungsstörungen – mit Hilfe der Licht- und Elektronenmikroskopie sowie biochemischer und molekularbiologischer Methoden. Einige der neu beschriebenen Krankheitsvarianten sind heute eponym mit dem Namen Schnyder verbunden. Eindrücklicher Beleg für den zweiten Schwerpunkt seiner Tätigkeit ist die Her-

ausgabe der «Histopathologie der Haut» in der Buchreihe «Spezielle pathologische Anatomie».

Die Universität Zürich konnte Urs Schnyder 1978 in die Schweiz zurückholen. Hier hat er seine wissenschaftlichen Aktivitäten insbesondere auf dem Gebiet der Genodermatosen fortgesetzt. 1985 richtete Urs Schnyder die 34. Tagung der deutschsprachigen Dermatologie in Zürich aus. Es war eine der ersten medizinischen Tagungen überhaupt, bei der Patientenvorstellungen über Videokonferenz – damals Eidophor genannt – aus einem kleinen Ambulanzraum in ein grosses Auditorium am Irchel übertragen wurden. Nachdem er bereits die Hautklinik Heidelberg renoviert hatte, nahm Urs Schnyder zwischen 1985 und 1989 die Neugestaltung der Zürcher Hautklinik in Angriff, die er zu einer der schönsten und modernsten Kliniken Europas umbaute.

Von den zahlreichen nationalen und internationalen Auszeichnungen sollen an dieser Stelle nur die folgenden besonderen Verdienste und Ämter von Urs Schnyder herausgestellt werden: Als Dekan der Heidelberger medizinischen Fakultät 1970/71 war er mit den Problemen der Studentenunruhen konfrontiert, denen er mit grossem diplomatischen Geschick begegnete. Von 1970 bis 1975 war er Senatsbeauftragter des Deutschen Krebsforschungszentrums (DKFZ) in Heidelberg. Die Universität Montpellier verlieh ihm für seine Verdienste um die Verbindungen mit der Universität Heidelberg 1982 die Ehrendoktorwürde. Urs Schnyder war Mitglied und Senator für die Schweiz in der Nationalen Akademie der Wissenschaften, Leopoldina. Nach seiner Emeritierung im Jahre 1991 war er für die interkantonalen Beziehungen mit dem Kanton Solothurn zuständig.

1991 wurde Urs Schnyder nach zweijähriger Verlängerung seiner Amtszeit emeritiert. Er hat das Fach Dermatologie und Venerologie nachhaltig geprägt. Die Ausbildung der Studenten und Assistenten war ihm

stets äusserst wichtig. Aus seiner Schule kamen die Lehrstuhlinhaber und Klinikleiter von Mannheim, Lausanne, Freiburg im Breisgau, Karlsruhe und des Dermatologischen Ambulatoriums Zürich-Triemli.

Seine private Liebe zur Kunst äusserte sich auch beruflich in der Unterstützung der Moulagensammlung der Klinik und der Universität. Urs Schnyder war ein hervorragender Wissenschaftler, ein didaktisch begeisternder Lehrer, ein strahlendes Vorbild mit natürlicher Autorität, ein grossartiger Mensch mit Charisma und ein fürsorglicher Familienvater, dem seine liebe Frau Carmen stets unterstützend zur Seite stand. Er war ein Mäzen und ein grosszügiger Sponsor, der unter anderem durch eine nach ihm benannte Stiftung für Genodermatosen die Forschung in diesem wichtigen Gebiet in der Schweiz neu belebt hat.

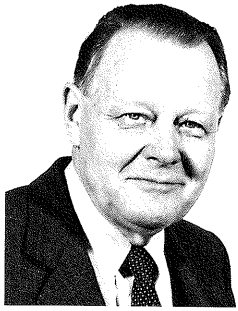
Nachdem er das Glück hatte, seine teilweise in Übersee beheimatete Familie in den letzten Tagen seines erfüllten Lebens um sich zu versammeln, ist Urs Walter Schnyder am 21. Oktober 2012 sanft entschlafen. Nach Angaben seiner Familie war eines seiner letzten Worte «wunderbar» – ein wunderbares Leben hat er tatsächlich im Privaten wie im Beruflichen gehabt.

Günter Burg, Brunello Wüthrich, Lars French

Prof. Dr. Hubert E. Schroeder

17. Februar 1931 bis 14. August 2012

Hubert Schroeder, in Königsberg geboren, studierte Zahnheilkunde in Frankfurt a. M., wo er seine Studien 1957 mit seiner Doktorarbeit über Probleme der Cytophotometrie abschloss. Nach drei Jahren praktischer zahnärztlicher Tätigkeit in privaten Praxen in Hessen und im Kanton Uri entschloss er sich 1960, als Assistent am Zahnärztlichen Institut eine wissenschaftliche Laufbahn einzuschlagen. 1963 wurde er zum Oberassistenten an die Abteilung für Konservierende Zahnheilkunde und Parodontologie gewählt. 1968 habilitierte er sich und bereits 1972, als er ernsthaft die Fortsetzung seiner Laufbahn in den USA erwog, wurde er zum Extraordinarius für Orale Strukturbiologie und gleichzeitig zum Leiter der neu geschaffenen Abteilung für Orale Strukturbiologie gewählt. 1994 wurde er zum ordentlichen Professor für das gleiche Fachgebiet befördert, 1997 trat er in den Ruhestand.



Hubert E. Schroeder
Zahnarzt, Privatdozent 1968, Ausserordentlicher Professor 1972, von 1994 bis 1997 Ordentlicher Professor für orale Strukturbiologie

Hubert Schroeder beschäftigte sich zunächst vor allem mit Fragen der Mineralisation des Zahnbelags sowie mit der Bildung und Prophylaxe von Zahnstein. Er hatte die Gelegenheit, sich von 1964 bis 1966 an verschiedenen Instituten in Europa und in den USA vor allem in Elektronenmikroskopie weiterzubilden. Er erwies sich als ein sehr engagierter Forscher, dem es gelang, dank Anwendung und Kombination verschiedenster Methoden (von chemisch-analytischen über petrografischen bis hin zu statistischen) erstmals neue Erkenntnisse beispielsweise zur Geschwindigkeit der Zahnsteinbildung oder zum Zusammenhang zwischen Zahnsteinbildung, Zahnfleischentzündung und Karies zu gewinnen. Er untersuchte Struktur und Differenzierungen der menschlichen Mundschleimhautepithelien und entwickelte eine neue, auch international anerkannte Epithelklassifikation. Er studierte die Entste-

hung und Entzündungsstruktur von Gingivitis und Parodontitis.

Mit diesen thematisch breit gefächerten Forschungen entwickelte er sich zu einem weltweit anerkannten Experten. Seine Forschungen konnte er in den angesehensten Zeitschriften publizieren, manche Arbeiten sind Standard geworden, so etwa der 1976 erstmals herausgegebene Band «Orale Strukturbiologie» oder der 1986 erschienene Band «The Periodontium» im Rahmen des «Handbook of Microscopic Anatomy»; weitverbreitet ist auch sein Lehrbuch «Pathologie oraler Strukturen», das 1997 in dritter Auflage erschien. Unter seiner Leitung ist die Orale Strukturbiologie zu einem wichtigen zahnmedizinischen Grundlagenfach geworden.

Als Forscher wollte er nicht einfach nur neue Erkenntnisse gewinnen, sondern auch für sein Fach und somit für den Menschen relevante Ergebnisse erzielen; so hatte er schon in seiner Antrittsvorlesung als Privatdozent zum Thema «Elektronenmikroskopie im Dienste der Zahnheilkunde» referiert. Sein Erfolg als Forscher beruhte zu einem nicht geringen Teil auf seinem angenehmen, integrativen Charakter, der ihn befähigte, verschiedene Teams zu Höchstleistungen zu motivieren. Die gleichen Eigenschaften zeichneten ihn als akademischen Lehrer aus, der immer gut vorbereitet war und die neuesten didaktischen Hilfsmittel anwandte. In seinem jahrzehntelangen Wirken in der medizinischen Ausbildung brachte er Generationen von Medizinstudierenden die Grundlagen und Spezialitäten des Kauapparats nahe, und zahlreiche Studierende gewann er für eine Doktorarbeit. Als Referent war er an Fachtagungen im In- und Ausland gern gesehen; bereits während seines zweiten Amerikaaufenthalts 1965 wurde er eingeladen, an der Gordon Research Conference in der Sektion «Chemistry, Physiology and Structure of Bone and Teeth» über seine Studien zur Mineralisation der Zähne zu berichten. Er war an ver-

schiedenen internationalen Zeitschriften beteiligt, aber auch als Chefredaktor der «Schweizer Monatsschrift für Zahnmedizin» engagiert. Hubert Schroeder war Mitglied vieler Gesellschaften im In- und Ausland. Er durfte, als Anerkennung seiner Leistungen, zahlreiche akademische Ehrungen in den USA, in Frankreich, Belgien und Deutschland entgegennehmen, wobei die beiden Ehrendoktorate der Universität Aarhus (1983) und Lund (1992) herausragen. Ganz besonders freute ihn, dass er 1996 zum Mitglied der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina gewählt wurde, der ältesten naturwissenschaftlich-medizinischen Gelehrtengesellschaft.

Seine Kompetenz und sein Organisationstalent stellte Hubert Schroeder auch der Universität Zürich zur Verfügung: Er war von 1978 bis 1980 Vorsitzender der Vorstandskonferenz des zahnärztlichen Instituts und Mitglied des Fakultätsausschusses der Medizinischen Fakultät, ab 1990 Mitglied der fakultären Beförderungskommission und 1992 bis 1994 erneut Mitglied des Fakultätsausschusses.

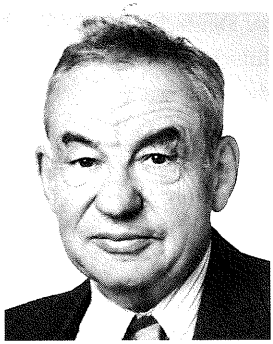
Heinzpeter Stucki

Prof. Dr. Peter Stadler

11. November 1925 bis 19. März 2012

Peter Stadler gehörte zu den seltenen Gelehrten, denen ihre Bestimmung in die Wiege gelegt scheint. Er war im besten Sinne ein Produkt des Zürcher Bürgertums des 19. Jahrhunderts, das er wiederum in der Geschichtsschreibung repräsentierte. Als Spross einer gebildeten, wohlhabenden Bürgerfamilie genoss er die Freiheit, seinen Interessen und Neigungen folgen zu können, die schon früh in die historisch-politische Richtung wiesen. Seine Herkunft sorgte dafür, dass die lokale Verankerung durch Weltläufigkeit ergänzt wurde. Der Bruder seiner Mutter war der bekannte Komponist Arthur Honegger, über den er einen besonderen Zugang zur Leitkunst des 19. Jahrhunderts gewann: zur Musik. Gleichzeitig blieb er dank diesen verwandtschaftlichen Beziehungen eng mit der frankophonen Welt verbunden. Doch blieb er seiner Vaterstadt immer in ganz besonderer Weise zugetan. Hier studierte er von 1945 bis 1952, als er bei Leonhard von Muralt promovierte, mit einer Arbeit über «Genf, die grossen Mächte und die eidgenössischen Glaubensparteien 1571–1584». 1957 folgte die Habilitationsschrift: «Geschichtschreibung und historisches Denken in Frankreich 1789–1871» (1958 erschienen), vielleicht sein bestes Buch, und jedenfalls bis heute das Standardwerk zum Thema.

Einem jungen Historiker dieses Kalibers hatte Zürich damals wenig zu bieten. 1967 nahm Stadler, ungeachtet aller Liebe zu seiner Vaterstadt, einen Ruf als Ordinarius an die Universität Giessen an. Er behielt eine gewisse Distanz zu seiner neuen Wirkungsstätte, die er, in der Zeit der deutschen Studentenunruhen, treffsicher in knappen Skizzen schilderte. Er behielt aber nicht nur Distanz, sondern zeigte auch Interesse und veröffentlichte 1970 eine Biografie von Karl Marx,



Peter Stadler
Historiker, Privatdozent 1957, Assistenzprofessor 1963, von 1970 bis 1993 Ordentlicher Professor für allgemeine und Schweizer Geschichte der neueren und neuesten Zeit

in einer Zeit, als solches Interesse fast nur bei Marxisten zu finden war. Die Weltoffenheit seiner Herkunft zeigte sich immer wieder.

Die Zeit in Giessen prägte auch Stadlers Verhältnis zu Deutschland. Es war von kultureller Nähe und politischer Zurückhaltung gekennzeichnet. Stadler hat den Austausch zwischen der schweizerischen und der deutschen Geschichtswissenschaft durch unermüdliche Rezensionstätigkeit in Zeitschriften beider Länder, besonders jedoch Deutschlands, mit grossem Verantwortungsgefühl vorangebracht und dadurch der schweizerischen Seite, insbesondere der jüngeren Generation, eine angesichts von deren begrenztem Umfang nicht selbstverständliche Weltläufigkeit gesichert. Andererseits hat er keines seiner grösseren Werke einem deutschen Thema gewidmet.

Trotz aller Anregungen in Deutschland, wo er 1980 Mitglied der renommierten Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften wurde, muss für Stadler der Ruf von 1970 auf ein Ordinariat für Neuere Geschichte an die Universität Zürich doch einer Befreiung gleichgekommen sein. Jedenfalls entfaltete er sofort eine enorme Tätigkeit, nicht zuletzt in der Lehre. Er war zu vielseitig, als dass er sich auf die Gründung einer Schule eingelassen hätte. Aber er betreute an die hundert Doktorarbeiten. Dank seinen langen Lehr- und Wanderjahren konnte er sowohl in der Lehre als auch in seiner weitgespannten publizistischen und Vortragstätigkeit stets aus dem Vollen schöpfen. Dazu trugen auch seine phänomenale Belesenheit und seine breite Bildung bei. Sein stupendes Wissen erstreckte sich weit über seine engere Disziplin hinaus. Dabei blieb ihm die Verbindung zur Öffentlichkeit, und besonders zur Schule, stets ein zentrales Anliegen.

Erstaunlicherweise aber wurden die Jahre des Zürcher Ordinariats von 1970 bis 1993 zugleich zu Stadlers produktivster wissenschaftlicher Zeit. Im Mittelpunkt

standen zwei Standardwerke, die es wohl auch noch lange Zeit bleiben werden. 1984 erschien «Der Kulturkampf in der Schweiz» (2. Aufl. 1996), und 1988–1993 folgte eine zweibändige Biografie Pestalozzis. Beide Werke waren Desiderate in der Schweizer Geschichtsschreibung, und in beiden hat der Autor Massstäbe gesetzt.

Mit der Emeritierung hatte sich Stadlers Schaffenskraft keinesfalls erschöpft. Weitere wichtige Bücher folgten, so 1995 ein kenntnisreicher Band über «Memoiren der Neuzeit» und 2001 eine Biografie Cavours. Parallel dazu zeigte Stadler intensiviertes politisches Interesse, indem er sich vor allem in der Diskussion über Einwanderungsfragen mit teilweise ausgesprochen umstrittenen Positionen engagierte. Hier schlug sich bei ihm eine ältere, stärker isolationistische Zürcher Tradition nieder. Nicht zuletzt in der Folge dieser Auseinandersetzungen gewann eine erhoffte umfangreichere Gesamtdarstellung der Geschichte der Schweiz aus Stadlers Feder nur noch fragmentarischen Charakter.

Mit Peter Stadler haben die Schweiz und die Universität Zürich einen ungewöhnlich profilierten und engagierten, vielseitigen und produktiven Historiker verloren.

Jörg Fisch

Impressum

© April 2013
Universität Zürich
Nekrologe 2012

Herausgeberin:
Universität Zürich
Universitätsleitung

Beauftragte:
Dr. Kurt Reimann
Inge Brunner

Publishing:
Kommunikation
Thomas Gull (Redaktion)

Gestaltung:
Kommunikation
Thomas Poppenwimmer

Foto:
Ursula Meisser (Titel)

Auflage: 2600

Adresse:
Universität Zürich
Rektorat
Künstlergasse 15
8001 Zürich
Telefon 044 634 22 11
Telefax 044 634 22 12
E-Mail: rektor@uzh.ch

Druck:
Neidhart + Schön Group AG, Zürich